

**Deutscher
Reporterpreis
2018**

**Die 10 nominierten
Texte in der Kategorie
„Bester freier Reporter“**

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

1) Fritz Schaap: Warlord City (8786)	03
2) Frederic Spohr: Monopoly Myammar (21920)	14
3) Marius Elfering: Mama lernt Liebe (28174)	22
4) Marius Elfering: Er klopft. Sie geht zu ihm. Sie verzweifelt. Er lebt weiter. (29015)	32
5) Svenja Beller: Mein Roboter und ich (34050)	44
6) Theresa Hein: Was nicht passieren darf (38415)	53
7) Fritz Schaap: Zwei Minuten Glück (38577)	67
8) Jenni Roth: Eine Stadt sucht einen Mörder (77676)	85
9) Cathrin Schmiegel: Frau Millgramm geht stehlen (112894)	103
10) Laura Ewert: Plötzlich ist da diese Falte im Nacken (130023)	117

Warlord City

Die Reichen essen Hummer, die Terroristen machen Geld, der Tod ist eine Autobombe entfernt. Das ist Mogadischu, eine Stadt, die vom Krieg lebt.

Fritz Schaap, Der Spiegel, 21.19.2017

Als der Krieg in den Country Club von Mogadischu kam, waren die ersten Gänge gerade serviert worden. 50 Gäste, Geschäftemacher und Regierungsleute, saßen an langen Tafeln, auf den Tischen standen Schüsseln voller Kameleintopf, Zicklein, Hummer, Schwertfisch. Dann detonierte ein Transporter vor dem Tor, gefüllt mit Sprengstoff, die Explosion pulverisierte Teile der Schutzmauer, fegte das oberste Stockwerk von der Villa und zerstörte ihre ganze Vorderseite.

Danach feuerten vier Angreifer mit Sturmgewehren auf die Sicherheitsleute des Country Club, stürmten ein gegenüberliegendes Restaurant, und als zwölf Stunden später der letzte Kämpfer endlich erschossen wurde, waren 3 Wachleute und 16 Gäste tot.

Sechs Wochen später ist von dem Anschlag nichts mehr zu sehen. Es ist ein Montagvormittag, und Manar Moalin wartet auf ihre Gäste. Sie steht auf einem Geschützturm am Eingang, eine 33-Jährige, die Lippen rot geschminkt, der Lidschatten golden, und betrachtet die Straßensperren an der Kreuzung, einen gepanzerten Wagen, der gerade die Betonbarrieren umkurvt, und die schwer bewaffneten Sicherheitsleute vor ihrem Country Club, die im Schatten lehnen und Kat kauen.

Ein zweieinhalb Meter breiter Wall aus Sand und Zement schützt nun den Klub, die Villa leuchtet in frischem Weiß. Kokospalmen und Gummibäume säumen zwei offene Hütten, die mit Palmwedeln gedeckt sind. Der Country Club von Mogadischu ist eine

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Mischung aus Palast, Festung und Bretterschlag, vor allem aber: Refugium hoher Regierungsleute, Treffpunkt von Geschäftsleuten und den Reichen der Stadt. Der vielleicht seltsamste Ort von Mogadischu, Hauptstadt des gescheitertsten aller Staaten. Seit 27 Jahren ohne eine Regierung, die alle Teile des Landes kontrolliert, seit drei Jahrzehnten im Krieg.

Warlords und dubiose Geschäftsmänner herrschen hier und natürlich al-Schabab, Verbündete von al-Qaida, auf deren Konto allein im vergangenen Jahr mehr als 4200 Tote gingen. Auch der Anschlag vom vergangenen Sonnabend, bei dem mehr als 300 Menschen starben, wird ihnen zugeschrieben. Und doch boomt Mogadischu. Die Stadt ist eine Metropole des Grauens, ihr Geschäftsmodell das Chaos.

Manar Moalin verlässt ihren Aussichtspunkt und setzt sich auf eine Art Holzthron im Garten. Ein paar Zwergantilopen zittern im Wind, eine Riesenschildkröte kriecht vorbei. Ihr blaues Kopftuch hat Moalin wie ein Pirat um den Kopf gebunden. Sie trägt ein kobaltblaues Hemd unter einer schwarzen Weste, enge Jeans, einen goldenen Nasenring. Das trockene Ploppen einer Maschinengewehrsalve weht herüber. "So laufen eben die Geschäfte hier", sagt sie und deutet auf die letzten Spuren der Zerstörung.

Moalins Stimme klingt jung, rau, nach Londoner West End. Dort, in London, hat sie studiert, Wirtschaft; aber geboren wurde sie in Somalia, aufgewachsen ist sie in Italien. In Dubai betrieb sie ein Luxusspa. Es war ein gutes Leben, doch dann zog es ihre Mutter 2009 nach Mogadischu, und auch Moalin hatte das Gefühl, es sei Zeit, in ihre Geburtsstadt zurückzukehren. Sie kam für einen ersten Besuch, dann wieder, schließlich für immer. Vor fast drei Jahren, im Dezember 2014, eröffnete sie ihren Klub.

Das erste Jahr drohte sie zu zerbrechen. In Mogadischu braucht jeder Verbündete. Moalin hatte keine. Die Konkurrenz ließ den Klub vom Geheimdienst stürmen, ein paar Clanführer aus dem Viertel ließen eine Privatarmee davor aufmarschieren, man drohte ihr, man denunzierte sie, raubte sie aus. Mehr als einmal hatte sie eine Gewehrmündung an der Stirn. Es dauerte zwölf Monate, bis sie die Regeln verstanden hatte. "Ich habe

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

hier meine Freiheit, meine Ruhe, meine Gesundheit verloren", sagt sie. "Ich kann nicht anziehen, was ich will, nicht gehen, wohin ich will. Ich wohne in einer Festung, die ich nie verlasse." Aber fortgehen will sie trotzdem nicht.

Zweimal kam ihr Bruder, um sie wieder nach Dubai zu holen. Die Kinder wollen sie zurück, der Ehemann auch. Doch Moalin bleibt. Aus Trotz. Und weil sie in ihrer Heimat etwas voranbringen will.

"Es geht mir mittlerweile weniger ums Geld als ums Prinzip", sagt sie. Sie will sich, wie so viele Rückkehrer, nicht noch einmal vertreiben lassen. Aber natürlich geht es auch ums Geld. "Man kann hier so reich werden wie nirgendwo sonst."

Auch beim Angriff auf ihren Klub spielte Geld eine Rolle. Moalin sagt, sie zahle kein Schutzgeld. Das war der eine Grund. Der andere war, dass Geschäftsleute aus dem Viertel ihren Klub übernehmen wollten, sie sollen Schabab-Kämpfer für den Anschlag angeheuert haben.

Nachdem Rebellen 1991 den Diktator Siad Barre gestürzt hatten, übernahmen Clans und Warlords die Macht, später auch al-Schabab. Schätzungsweise zweieinhalb Millionen Somalier wurden vertrieben, gut eine Million floh ins Ausland, bis zu anderthalb Millionen kamen infolge des Konflikts um, die meisten davon Zivilisten. Das Land machte Schlagzeilen mit Piraten, Entführungen, Terroranschlägen, Hungersnöten. Es gibt eigentlich kein Somalia mehr, nichts, was einen Staat ausmacht, keine Justiz, keine Polizei, keine Steuern.

Aber seit dem Frühjahr gibt es eine neue Regierung. Seither sprechen europäische Diplomaten von einem "window of opportunity". Auch wenn die Wahl nicht mehr war als ein großes Herumschieben von Bestechungsgeldern, angeblich wurden bis zu 1,3 Millionen Dollar für einen Sitz im Parlament gezahlt. Auch wenn es nicht die Bürger waren, die wählten, sondern 14 025 Clanabgesandte. Und auch wenn Mogadischu der einzige Ort ist, den diese Regierung einigermaßen kontrolliert. Denn einen großen Teil des Landes beherrscht weiterhin al-Schabab.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Vor sechs Jahren wurden die Extremisten aus Mogadischu vertrieben. Doch das heißt nicht, dass Frieden herrscht. Es wird nur ein bisschen weniger gestorben. Die größte Gefahr sind nun die Autobomben. Es gibt noch immer ganze Viertel, die in Schutt liegen, von Kugeln durchsiebte Fassaden, Menschen, die in Ruinen leben. Doch neben den Skeletten der Villen sind Neubauten entstanden. Der Immobilienmarkt wächst, bis zu eine Million Dollar kosten neue Villen. Hotels eröffnen, Restaurants, Taxiunternehmen, Banken. Mehr als 100 000 Somalier sind in den vergangenen Jahren aus dem Ausland zurückgekehrt.

Es ist früher Nachmittag, im Country Club fahren immer mehr Land Cruiser vor, gepanzert und mit getönten Scheiben. Moalin steht am Eingang und begrüßt ihre Gäste, Parlamentarier, Geschäftsleute, die Chefs des Staatsfernsehens. Schüsse sind zu hören, aber niemand beachtet sie. Die Eskorten von zwei Gästen beschießen sich, eine Verwechslung.

Moalin führt die Männer in einen von grünen Lichterketten beleuchteten Raum. Der Gang der Klubchefin erinnert an den eines Boxers, breit und stolz. Es wird Goldmakrele an Linguine mit einem Tomaten-Koriander-Sugo serviert. Ein Geschäftsmann ordert einen Hummer. "Allahu akbar", ruft der Muezzin über die Köpfe, doch niemanden kümmert es. Der Country Club, das ist auch ein Ort der Freiheit und Zuflucht in einer von Religion und Krieg zerrütteten Stadt.

"Die Somalis", sagt Moalin, "haben im Krieg viel verloren, vor allem ihre Seele." Als das Mörserfeuer die Stadt in Flammen aufgehen ließ, sei auch die Moral ausgebrannt. Zurück blieb nur der nackte Wille zum Überleben. Mitgefühl und Menschlichkeit seien verschwunden, sagte Moalin. Mogadischu wurde zu einer skrupellosen Finanzmetropole der anderen Art.

An einem Tisch weit hinten im Garten, wo die Wasserpfeifen in langen Reihen stehen, sitzt ein kleiner, gedrungener Mann mit weichem Gesicht und amerikanischem Ostküstenakzent, mit viel Pomade im Haar und einem schmal geschnittenen Anzug.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Mohamed Said ist Abgeordneter und Berater des Präsidenten. Er ist fast täglich im Klub und kennt beinahe jeden in der Regierung. Er weiß, wie diese Stadt funktioniert.

"Mogadischu", sagt er, "wird noch immer von Warlords beherrscht."

Die neuen Warlords trügen keine Patronengurte, befehligten keine Kindersoldaten mit glasigen Augen mehr. Nein, sie seien Geschäftsleute. Doch ihre Interessen setzten sie mit den gleichen Mitteln durch, mit Waffen, Autobomben, Entführungen und Enthauptungen.

Said lässt seine Brille mit dem dünnen Goldrand auf die Nasenspitze rutschen und schaut in den Rauch der Wasserpfeife, dann spricht er leise, wie fast jeder in Mogadischu, der etwas zu sagen hat. Aufmerksamkeit zu erregen kann tödlich sein.

Es würden hier in Somalia nicht Geschäfte gemacht, um einen Krieg zu finanzieren. Es werde nicht um Land gekämpft oder um Ideologien. Es werde Krieg geführt, weil er die Geschäfte am Laufen halte.

Wieder Schüsse, diesmal auf der Hauptstraße. Angehörige eines mächtigen Clans demonstrieren; einer der Ihren wurde zum Tode verurteilt, weil er den Minister für Wiederaufbau erschossen hatte. Aus Versehen, sagen seine Stammesbrüder.

Natürlich gebe es aber auch Hoffnung, sagt der Abgeordnete. "Die neue Regierung besteht zum Großteil aus Technokraten, die aus der Diaspora zurückgekehrt sind und keine starken Clanverbindungen haben." Das allerdings sei zugleich auch ein Problem. Denn die Männer, die im Land geblieben seien, respektierten jene nicht, die in den USA, in Norwegen, in England studiert hätten.

Und das sei nicht alles, denn die wahre Macht liege ohnehin nicht bei der Regierung. "Die Leute, die die großen Konzerne für Telekommunikation, Strom und Wasser kontrollieren, sind die wahren Herrscher der Stadt", sagt Said. Und sie alle hätten enge Verbindungen zu al-Schabab.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Gerade, erzählt er, sei die Regierung mit einem gewagten Plan vorgeprescht: Jeder, der an al-Schabab Steuern zahle, solle bestraft werden. Doch die Geschäftsleute hätten protestiert, der Plan sei zurückgewiesen worden. Der Abgeordnete lacht, es ist ein hohes, hüpfendes Lachen. Wie kann, fragt er, die Regierung mit so etwas drohen? Jeder, der hier ein Gewerbe betreibe, zahle Steuern an al-Schabab. Wer nicht zahle, dem ergehe es wie Moalin.

"Man kann nicht verlangen, die Schutzgeldzahlungen zu beenden, wenn man als Regierung nicht für Sicherheit sorgen kann", sagt er. Dann wendet er die Kohle auf der Wasserpfeife, rührt in seinem Espresso und schaut auf sein riesiges Smartphone. Absätze klackern auf dem Fliesenboden, die Stewardessen von Jubba Airways laufen über den Hof. "Alles in Mogadischu ist ein Geschäft", fährt er fort.

Ob auch sein Sitz im Parlament ein Geschäft war und, wenn ja, wie dieses Geschäft genau aussieht – dazu will er nichts sagen, natürlich.

Er redet dafür über ein anderes Geschäft, vielleicht überhaupt das wichtigste im Land: die internationale Hilfe. 1,2 Milliarden Dollar fließen laut Uno jährlich nach Somalia. Aber fast keine internationale Organisation arbeitet im Süden des Landes, dort, wo al-Schabab herrscht. Es sind daher lokale NGOs, die die Hilfsgüter an die Bevölkerung verteilen. "Und genau da", so der Abgeordnete, "verschwindet das Geld."

Eine dumpfe Detonation unterbricht seine Worte. Der Abgeordnete schaut kurz auf. Eine Bombe sei an den Wagen eines Hochzeitskonvois geheftet worden, heißt es später. Angeblich habe die Frau eine Affäre gehabt. Der Bräutigam habe al-Schabab einen Mordauftrag erteilt.

"Manch ehemaliger Warlord", fährt der Abgeordnete fort, "ist einfach irgendwann zu einem religiösen Führer geworden. Hauptsächlich, weil das die Jugend besser mobilisiert." Mehr als 70 Prozent der Bevölkerung seien unter dreißig, viele nie zur Schule gegangen. "Die wollen Teil von etwas sein, und das kann ihnen al-Schabab

bieten, im Gegensatz zur Regierung."

Er zahlt und geht zu seinem Land Cruiser, Funkgeräte rauschen, ein Toyota-Pick-up fährt vorneweg, auf der Ladefläche fünf bewaffnete Aufpasser. Als sie die Einfahrt passieren, geben sie Gas und schießen die Straße hinunter. Langsam fahren kann in Mogadischu tödlich sein.

Die Verkehrsregeln sind einfach in dieser Stadt: Wer die größere Eskorte besitzt, hat immer Vorfahrt. Stau ist gefährlich, im Stau ist man ein einfaches Ziel. Und die Stadt ist nervös in diesen Tagen, die Frequenz der Anschläge nimmt zu. Al-Schabab, so scheint es, startet eine neue Offensive der Angst. An den Checkpoints schießen die Soldaten auf jeden, der nicht ihren Anweisungen folgt. Sie zerren Tuk-Tuk-Fahrer von ihrem Dreirad, prügeln mit ihren Gewehrkolben auf sie ein.

Keine sechs Kilometer entfernt vom Country Club, im Garten des City Palace Hotel, wartet ein Mann, der erklären kann, wie das Unternehmen al-Schabab funktioniert. Ein Mann, der in den vergangenen sieben Jahren 35 Männer und Frauen mit der Machete geköpft und vermutlich noch mehr erschossen hat. Er sitzt an einem blauen Plastiktisch und trinkt Cappuccino, das Abendlicht ist weich, die Kellner tragen weiße Hemden und schwarze Hosen.

Bis vor einem Jahr war der 55-Jährige Kommandeur von al-Schabab für den Südwesten Somalias, ein Emir. Er bittet darum, seinen Namen nicht zu nennen. Im vergangenen Oktober, nachdem er zwei Anschläge eines konkurrierenden Flügels innerhalb von al-Schabab überlebt hatte, machte er einen Deal mit der Regierung: Freiheit gegen Informationen. Seither ist er in Mogadischu.

Sein Gesicht ist zerschunden, die Augen hinter der Sonnenbrille sind rot unterlaufen, die Fingernägel abgekaut. Auf seinem Kopf sitzt eine weiße Häkelmütze. Wenn der Kellner vorbeigeht, verstummt er.

Seine Geschichte erzählt er so: Früher sei er Bauer gewesen und Vorsteher eines Dorfs

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

in der Region Lower Shebelle, er besaß Pflanzungen am Fluss und verkaufte seine Früchte bis nach Mogadischu. Dann, 2006, kam die Dürre, und die Melonen gingen ein, die Bananen, die Mangos, die Bohnen. Eines Tages standen die Männer von al-Schabab vor seiner Tür. Komm zu uns, sagten sie, wir bezahlen dich gut. Er zögerte. Komm zu uns, wir bezahlen dich gut. Oder wir erschießen dich.

Sie machten ihn zum Finanzchef der Region, und er merkte bald, dass es weniger um Gott ging als ums Geld. "Al-Schabab ist ein riesiges Unternehmen", sagt der Emir. Sie trieben Steuern ein, erpressten Unternehmer und Politiker in Mogadischu. Die meisten Politiker und alle Unternehmen zahlten Schutzgeld. Schon der Telekommunikationsriese Hormuud zahle pro Filiale 1000 Dollar am Tag, behauptet er, allein in Mogadischu gebe es 17 Filialen.

"Sie verbreiten Angst, weil Angst die Basis ihres Geschäftsmodells ist."

Um den Umsatz von Hotels und Restaurants zu kalkulieren, schicke al-Schabab Spione dorthin. Sie kassierten mal ein paar Hundert Dollar im Monat, mal bis zu 50 000 Dollar für große Hotels. Wer nicht zahle, werde entführt, dann könne er sich entscheiden: zahlen oder enthauptet werden. Spätestens da hätten fast alle gezahlt.

"Al-Schabab verdient im ganzen Land", sagt der Emir. "Sie nehmen Wegzölle auf Straßen, die sie kontrollieren. Manche Routen bringen mehr als 50 000 Dollar am Tag ein." Zudem haben sie laut Uno den millionenschweren Schmuggel von Holzkohle und Zucker im Süden des Landes in der Hand, zusammen mit der kenianischen Armee; sie schmuggeln Elfenbein und Nashornhörner.

Aber nicht nur im Land würden Umsätze generiert. Auch das Ausland unterstütze al-Schabab finanziell, allen voran Katar und Saudi-Arabien. Er spricht von 20 Millionen Dollar, die katarische Scheichs vergangenes Jahr in sein Herrschaftsgebiet eingeflogen haben sollen. Beweise dafür hat er jedoch nicht. Das Geld wandere in die Taschen der Bosse, die davon Waffen kauften, ihre Kämpfer bezahlten und ihre Safes füllten. Ihre Familien würden in Europa und den USA wohnen, ihre Kinder nur die besten

Universitäten besuchen.

Auch er selbst wohnte in einer Villa mit acht Zimmern am Meer, südwestlich von Mogadischu, fuhr zwei neue Geländewagen, hatte drei Sklaven und zwölf Sicherheitsleute.

Über dem Flughafen steigen zwei Uno-Helikopter auf. Der Emir schaut ihnen nach.

Die humanitäre Hilfe sei ein Segen, sagt er dann. Für al-Schabab. Gerade dieses Jahr, da mehr als 800 000 Menschen wegen der Hungersnot ihre Dörfer verlassen mussten. Fünf Prozent von den Budgets der Hilfsorganisationen verlange die Terrorgruppe.

Das ist allerdings noch eine niedrige Schätzung. Sogar zehn Prozent lege die Uno auf die Seite, offiziell für "capacity building" oder Ähnliches, inoffiziell wird damit al-Schabab bezahlt, damit die lokalen Uno-Partner Hilfsgüter verteilen können. Das sagt ein hochrangiger Mitarbeiter der Uno in Nairobi, der für Somalia zuständig ist.

Da die Uno die Arbeit der lokalen NGOs jedoch nicht kontrollieren könne, wisse eigentlich niemand, ob die Hilfe bei den Betroffenen ankomme. Ein Mitarbeiter, der ebenfalls anonym bleiben will, schätzt, dass es eine gute Quote sei, wenn zehn Prozent der Hilfe die Bedürftigen erreiche. Auch Hungersnöte seien in Somalia ein Geschäft.

Der Krieg könnte schon lange vorbei sein, wenn nicht alle Parteien so gut daran verdienten, sagen in Hintergrundgesprächen viele Uno-Mitarbeiter. Einer erzählt, dass selbst Sicherheitsfirmen, die für sie arbeiteten, al-Schabab für Angriffe engagierten, um danach höhere Preise verlangen zu können. Von der Atmosphäre der Unsicherheit profitierten letztlich alle, sagen sie, durchaus auch selbstkritisch.

Es werde sich nur etwas ändern, wenn man die Hilfe einstelle. Das viele Geld, es halte nur die Korruption und die Instabilität aufrecht.

Im Country Club ist es Abend geworden. Der Rauch der Wasserpfeifen hängt über dem

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Garten, der Himmel ist klar, ein halber Mond steht tief. In kleinen Gruppen haben sich die Gäste über den Garten verteilt. Moalin streicht eine Tischdecke glatt und sagt, dass viele in der Regierung wirklich Frieden wollten, ein Ende der Korruption. Aber sie hielten sich bedeckt. Denn wenn ihre Kollegen erführen, was sie dächten, sie würden sie rauswerfen. Denn wer den Status quo infrage stelle, der sei eine Gefahr fürs Geschäft. "Die treffen sich hier und reden darüber, aber sie trauen sich nicht, öffentlich aufzubegehren."

In einem Pavillon neben einem Gummibaum sitzen zwei türkische Geschäftsmänner. Keiner möchte reden. Natürlich nicht. Denn die Türken spielen hier eine eigenartige Rolle. 2011 war Recep Tayyip Erdoğan nach fast zwei Jahrzehnten der erste nicht afrikanische Regierungschef, der die Hauptstadt besuchte. Türkische Unternehmen teerten Straßen, errichteten ein Krankenhaus, sie bauten auch den Flughafen, der von der türkischen Firma Favori LLC betrieben wird, von der man bei der Uno vermutet, dass Erdoğan's Sohn an ihr beteiligt ist. Ein türkischer Konzern betreibt den Hafen.

Studien zufolge könnte Somalia über riesige Erdölreserven verfügen. Die Türken könnten an diesem Geschäft mitverdienen wollen. Am Rande von Mogadischu baut die Türkei zudem eine Militärbasis. In Diplomatenkreisen heißt es, dort sollten jährlich tausend somalische Soldaten ausgebildet werden, die jedoch unter türkischer Kontrolle bleiben sollen. Laut vertraulichen Uno-Berichten fliegt Turkish Airlines regelmäßig Geldkoffer ein, sie gehen an das Präsidentenbüro und an hohe Politiker und sollen der Türkei wohl Sicherheit und freie Hand garantieren.

Die Türken, sagt Manar Moalin, übernehmen das Land.

Sie läuft zwischen den Gästen umher, die immer zahlreicher werden. Die Nacht hat sich über Mogadischu gelegt. Moalin ist müde, die ständigen Explosionen zehren an ihren Nerven. Ricky Martin tönt aus den Boxen. Und wieder hallt eine Detonation durch die Nacht, eine Mörsergranate wahrscheinlich.

An einem der Tische sitzt einsam ein Mann im strahlend blauen Anzug, am Handgelenk

eine Rolex, an den Füßen rahmengenähte Schuhe. Mac, so stellt er sich vor, ist einer von den Somaliern, die im Krieg nicht flohen, einer dieser zwielichtigen Dealmaker der Stadt, eine Mischung aus Mittelsmann, Schmuggler und Unternehmer. Zu Geld ist er mit Diamanten aus dem Kongo gekommen. Jetzt vermehrt er es hier. Uranabbau zum Beispiel, das sei das nächste große Ding.

Gerade habe er ein Treffen mit den Chinesen gehabt. Die wollten das Meer, 3000 Kilometer Küste hat Somalia, unendliche Mengen an Fisch. Sie hätten bereits Fischereiabkommen mit verschiedenen Warlords im Norden geschlossen, auch mit der Regierung sprächen sie derzeit.

Somalia, sagt Mac, sei ein Land, in dem fast alles kaputt sei, wo fast alles gebraucht werde, ein "jungfräulicher Staat", ohne Sicherheit, ohne Strukturen. Das seien doch beste Voraussetzungen fürs Geschäft.

"Es ist", sagt Mac, "fantastisch."

Monopoly Myanmar

An Mandalay, Millionenstadt im boomenden Myanmar, ist die Globalisierung bisher vorbeigerauscht. Herr Jung von der IHK Reutlingen soll das ändern.

Von Frederic Spohr, Handelsblatt, 04.06.2018

Der Goldgrubenbesitzer im Wickelrock ist gekommen und hat seinen Kumpel von der Jade-Mine mitgebracht. Auch die Hotelbesitzerin ist da, sie leitet nebenbei eine Mangopflanzung und wirkt in ihrem Parka, als würde sie dort die Früchte persönlich pflücken. Und irgendwo zwischendrin ist auch der Sohn von Aung Win Khaing, dem mächtigsten Unternehmer Mandalays.

Ihre Fahrer haben sie durch die staubigen Straßen der Stadt kutschiert, ein Lift hat sie in das oberste Stockwerk eines ausgestorbenen Einkaufszentrums getragen. Jetzt stehen sie in einem Saal ohne Fenster, sie wollen den Präsidenten ihrer Handelskammer wählen, unter ihnen die reichsten und mächtigsten Unternehmer aus Mandalay.

Zwischen den Millionären im Wickelrock steht ein Europäer im klassischen Business-Outfit. Freundlich schüttelt er Hände. Ja, er werde sich melden, sagt er. Da werde er schon was machen können. Und ob sie denn vielleicht schon von dem Trainingsprogramm gehört haben? Nein? Dann hier, meine Karte.

Es ist Patrick Jung, 42, der Mann der IHK Reutlingen in Mandalay und damit die Speerspitze der deutschen Industrie im Norden Myanmars. In seinem Büro hat er die Flagge der Bundesrepublik aufgehängt und die für Baden-Württemberg. Sein Chef im Schwabenland hatte das so vorgeschlagen.

Zwei Aufgaben hat Jung aus Deutschland mitbekommen: Zum einen soll er helfen, die lokale Handelskammer Mandalays zu modernisieren. Zum anderen soll er Wirtschaftskontakte zu deutschen Unternehmen aufbauen, am besten nach Reutlingen. Finanziert wird das Projekt vom Bundesministerium für Entwicklungszusammenarbeit. Jung ist Lobbyist und Entwicklungshelfer in Personalunion. Das ist oft genauso widersprüchlich, wie es klingt.

Grund dafür ist ein Strategieschwenk in der deutschen Entwicklungshilfe insgesamt, den Bundesminister Gerd Müller in seinem Marshallplan für Afrika vorgestellt hat, der aber genauso für Asien gilt: "Unsere Entwicklungsgelder allein lösen die Herausforderungen nicht", heißt es da. "Wir brauchen die Privatwirtschaft!" Klassische Entwicklungshilfe wie Brunnenbauen hat in dem Strategiepapier kaum noch Bedeutung. "Stattdessen sollen diese Mittel zukünftig stärker Antreiber und Förderer privater Investitionen sein." Zu welchen Konflikten das führen kann, zeigt sich in Myanmar.

Mandalay - das ist ein glanzvoller Name. Elton John hat darüber gesungen und Frank Sinatra. Tatsächlich ist die Stadt im Zentrum Myanmars mit rund einer Million Menschen ein eher trostloser Ort: Auf den Straßen tuckern altertümliche Traktoren, Apple Stores gibt es nicht, dafür aber einen Laden, der iApple heißt. Nachts ist noch weniger los. Ein deutscher Hotelier vermutet, weil ansonsten die Drogenbosse aus dem Dschungel kämen und die Klubs auseinandernehmen würden.

An Mandalay rauschte die Globalisierung bisher vorbei wie ein ICE an einem Ortsbahnhof. Bis jetzt sind hauptsächlich chinesische Firmen hier, aus Deutschland gibt es noch überhaupt keine Direktinvestition. Die wenigen westlichen Firmen, die sich nach Myanmar trauen, wählen Rangun, das wirtschaftliche Zentrum des Landes mit rund sechs Millionen Einwohnern.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Jung ist gekommen, das zu ändern. Und zwar nicht, wie er es nennt, als "Friedensstifter und Demokratisierer", sondern unternehmerisch. Wirtschaft, sagt er, sei schon immer sein Ding gewesen. Als 18-Jähriger startete er mit einem Kumpel einen Textilhandel, sie importierten Klamotten aus der Türkei, dann wurden dort die Löhne zu hoch. Später studierte er BWL in Dänemark, er benötigte nur zwei Jahre. "Ich war nicht gut, aber schnell."

Zur Entwicklungshilfe kam er eher zufällig: Weil er Russisch und Türkisch spricht, heuerte er bei einem deutschen Wirtschaftsförderprojekt in Georgien an. Für unterschiedliche Jobs in dem Bereich blieb er im Kaukasus, zuletzt in Armenien.

Jetzt also Mandalay. "Das sind die wilden Jahre hier, wie nach der Sowjetunion", sagt er. Klassische Entwicklungshilfe ist das nicht, was er macht. "Weniger Kempinski-Hotel, weniger Sitzungen, weniger Personal", sagt er. "Dafür mehr ‚hands-on‘." Trotz solcher Sätze ist Jung weit entfernt von einem nadelstreifentragenden CEO-Roboter. Zu Terminen trägt er lieber T-Shirt. Im Gegensatz zu anderen Expats verzichtet er auf einen Fahrer, kämpft sich lieber selbst hupend durch den Verkehr der Millionenstadt. Er will sich nicht wie ein Snob kutschieren lassen. Aber er glaubt an die positive Kraft des Handels, der wirtschaftlichen Zusammenarbeit. Das Problem ist nur, die richtigen Partner dafür zu finden - wie in den meisten Schwellenländern.

Ein wichtiger Kontakt ist Aung Win Khaing. Heute ist er dort zu Besuch. Aung Win Khaing ist "Patron", also Ehrenpräsident der regionalen Handelskammer, die Jung beraten soll. Die Audienz spielt sich in einem Besprechungsraum seiner Unternehmenszentrale ab. Der Tycoon empfängt mit seinen zwei Söhnen und mehreren Mitarbeitern. Sie sitzen an einem Tisch, der groß genug für ein Regierungstreffen wäre.

Aung Win Khaing ist legendär in Mandalay. Er selbst nennt sich "Nelson" - so steht es auch auf seiner Karte. Er ist im Holzhandel tätig, im Zementgeschäft und besitzt einen Industriepark. Doch das reicht ihm nicht. Er lässt seine Assistentin eine

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Präsentation vortragen. Es geht um ein Projekt der Superlative, etwa zwei Stunden Autofahrt von Mandalay entfernt: Der Myotha Industrial Park, eine Industriezone von rund 40 Quadratkilometern. Das sind mehr als 1 000 Fußballfelder. Es könnte die ICE-Haltestelle für Mandalay werden.

Myanmar befindet sich in einem dramatischen Wandel: Nachdem die Junta 2012 schrittweise demokratische Reformen eingeführt hatte, beendete der Westen seine Sanktionen gegen das Land. Noch vor fünf Jahren waren Sim-Karten praktisch unerschwinglich. Heute betreibt der norwegische Telekommunikationskonzern Telenor eines von vier Handynetzen. Die Wirtschaft wächst mit rund sieben Prozent.

Edelsteine, Gas, Gold - Myanmar ist reich an Rohstoffen und hat dazu noch mehr als 50 Millionen Einwohner. Für Unternehmen interessant ist Myanmar aber auch wegen seiner strategischen Lage zwischen Indien und China. Fährt man von Mandalay 200 Kilometer nach Nordosten, landet man in der Volksrepublik. 200 Kilometer nordwestlich ist die indische Grenze.

40 Prozent der Weltbevölkerung leben in der Nachbarschaft, sagt die Assistentin. Auf der Präsentation zeigen Pfeile auf einen Punkt, etwa 70 Kilometer südwestlich von Mandalay entfernt. In der Grafik sieht es so aus, als wäre hier der neue Nabel der Weltwirtschaft.

Doch wo die Pfeile sich kreuzen, wohnt auch Koo Win Oo. Im Januar 2016, jenem Monat, als die Kooperation zwischen der IHK Reutlingen und der Handelskammer Mandalay begann, baute er gerade einen Brunnen. Maschinen hat er keine, er trieb das Loch mit einfachen Werkzeugen in den Boden.

Als er eine Pause machen wollte, fuhr ein Lastwagen vor. Polizisten sprangen ab und zerrten ihn auf die Ladefläche. "Sie haben mich gefangen genommen wie ein Tier",

sagt Koo Win Oo. Drei Monate saß der Bauer neben Mördern und Vergewaltigern im Gefängnis, 50 Männer auf engstem Raum.

Sein Vergehen: Koo Win Oo hatte dagegen protestiert, dass er sein Land verliert. Seine Felder liegen genau in dem Gebiet, in dem der Industriepark entsteht. Statt ihm und anderen Bauern eine angemessene Kompensation zu bezahlen, sagt er, wurde er von Polizisten und den Männern Nelsons bedroht.

Laut der Menschenrechtsorganisation FIDH haben wegen des Industrieparks etwa 1 000 Familien ihre Heimat verloren. Die Organisation wirft Nelson vor, dies den Bauern nur mit einem Bruchteil der Marktpreise kompensiert zu haben. Neues Land haben sie nicht erhalten. Viele, die bereits wegmussten, haben sich an einer anderen Stelle in der riesigen Industriezone neue Hütten gezimmert und können dort wohl bleiben, bis sich auch dort eine Fabrik ansiedelt.

Auch Koo Win Oo kann seine Felder derzeit noch bestellen. Doch das wird sich ändern, wenn sich mehr Unternehmen ansiedeln. Vielleicht noch ein oder zwei Jahre, dann muss er wohl weg - ohne zu wissen, wohin. Seine Meinung ist darum deutlich: "Deutsche Firmen sollten mit Nelson keine Geschäfte machen."

Doch Jung und die IHK Reutlingen haben genau das vor. Jung stellt für Nelson Kontakte zu deutschen Unternehmen her, hilft bei der Vermarktung des Industrieparks. Zum Beispiel wollte er einen deutschen Zigarillo-Hersteller anlocken. Probleme sieht Jung in der Kooperation nicht. Den Konflikt über das Land habe er nur am Rande mitbekommen, aber das sei Vergangenheit. Man müsse nach vorne schauen. "Nelson ist vielleicht ein profitgetriebener Halunke", sagt er. "Aber er ist der Einzige, der wirklich viele Arbeitsplätze in dieser Region schaffen kann." Außerdem: Die Weltbank baue mit Nelson gerade einen Hafen. Auf einer Sanktionsliste habe er auch noch nie gestanden. Jung sagt sich: Solange es das Land wirtschaftlich voranbringt, wird es schon gut sein.

"Egal, ob schwarze oder weiße Katze - Hauptsache, sie fängt Mäuse." Das Zitat stammt vom früheren KP-Chef Deng Xiaoping, der China für die Marktwirtschaft öffnete.

Der Tycoon selbst streitet die Vorwürfe der Aktivisten ab und geriert sich als Heilsbringer: "Früher herrschten in dieser Gegend Gewalt und Armut", sagt er. "Ich bringe die dringend notwendige Entwicklung." Dabei ist er auch innerhalb der Geschäftswelt Mandalays umstritten. Mehr als zwei Jahrzehnte war Nelson Präsident oder Vizepräsident der regionalen Handelskammer. Das war zu einer Zeit, als diese Positionen noch nicht per Wahl besetzt wurden, sondern durch Anordnung der Junta. "Wir nennen diese Leute Cronies", sagt der Bauunternehmer Tun Win. "Es geht ihnen nur um das eigene Interesse. Sie nutzen die Kammer, um den Industriepark international zu vermarkten."

In diesen Umbruchjahren ist Myanmar unüberschaubar. Wer oder was seriös ist oder nicht - alles schwimmt. In den anderthalb Jahren in Mandalay hat sich Jung reingehängt: Er kennt sogar die Ecke auf dem Markt für Hülsenfrüchte, wo jeden Tag ein Chinese sitzt, der tonnenweise in die Volksrepublik exportiert. Er ist bestens vernetzt und sagt dennoch: "Ich verstehe nur zehn Prozent von dem, was hinter den Kulissen abgeht."

Es scheint ihm auch nicht so wichtig, er macht einfach seinen Job. Er vermittelt deutsche Experten an die lokale Berufsschule und Firmen, er versucht, lokalen Unternehmen zu helfen, die Mangos oder Hülsenfrüchte exportieren wollen, und erklärt ihnen, was Globalisierung bedeutet. In Mandalays Handelskammer hat er ein EDV-System aufgebaut, das künftig die Kommunikation und Transparenz der Organisation verbessern soll.

Sein Wagen stoppt vor dem Büro der Keksfabrik der Eheleute Ko Aung Soe Win und Ma Lin Lin Myat. Das Familienunternehmen will die neue Freiheit im Land nutzen, um Kekse nach Japan zu exportieren. Dafür will es in die Produktion investieren,

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

zumindest ein bisschen, aber so ganz klar ist das alles noch nicht. Derzeit kostet eine Packung Kekse der Marke Thazin Biscuits etwa drei Cent und schmeckt auch so.

Das Büro des Keks-Unternehmens liegt direkt neben dem quirligen Markt in Mandalay. Wie eine Garage ist es zur Straße hin offen, an den Wänden hängen Familienfotos. Einen Computer gibt es nicht, eine junge Frau pflegt die Bücher per Hand.

Jung hat Stefan Bonin mitgebracht. Er ist Geschäftsführer des Hamburger Industrieanlagenanbieters Riekermann in Myanmar. Vor einem Jahr hat er das Büro in Rangun eröffnet, dort laufe es bereits ganz gut, sagt er. Aber in den Norden des Landes wolle er sich eben auch vortasten. IHK-Mann Jung hilft ihm dabei.

Das Ehepaar interessiert sich für Produktionszertifikate. Eine Skizze der Fabrik hat es nicht, was eine Beratung ziemlich erschwert, zumal alles übersetzt werden muss. In einer Ecke des Raums entdeckt Bonin eine für ihn mysteriöse Maschine. Wie er später erfährt, wird mit ihr das Ablaufdatum aufgedruckt. Warum das nicht in der Fabrik passiert, wird eines der vielen Rätsel dieses Besuchs bleiben. Man vereinbart, in Kontakt zu bleiben. Jung ist ernüchert - eine Erfahrung, die er häufig macht. "Mit solchen Familienbetrieben können viele deutsche Firmen noch nicht viel anfangen", sagt er. Das Keksunternehmen Thazin ist eine Katze, die keine Mäuse fängt.

Bei Leuten wie Nelson ist die Zusammenarbeit einfacher. Wer also vorankommen will in der Gegend, hört bei Geschichten über seinen Ruf lieber nicht so genau hin. Denn: "Er hat junge, Englisch sprechende Mitarbeiter und Kapital, mit denen du den Wandel vorantreiben kannst", sagt Jung.

Noch haben sich in Nelsons Industriepark nur wenige Firmen angesiedelt. Von einem Aussichtsturm mittendrin eröffnet sich der Blick auf eine hügelige Landschaft,

nahezu unbebaut. Gelegentlich treibt ein Bauer eine Kuhherde vorbei. Bislang sieht es aus wie ein Nationalpark, nicht wie ein Industriegebiet. Doch langsam ändert sich das: Wöchentlich fahren Managerdelegationen über die bereits angelegten breiten Straßen. In wenigen Monaten ist Baubeginn für ein chinesisches Autowerk, am anderen Ende des Parks ziehen Arbeiter Dutzende Fabriken für einen chinesischen Staatskonzern hoch. Nelson rechnet mit Zehntausenden Arbeitsplätzen.

So gut wie fertig ist bereits der Golfplatz. Einige Pflanzenarten ließ Nelson aus Arizona anliefern. Dort, wo einst die Felder Dutzender Bauern lagen, stehen jetzt Kakteen, die aussehen wie in einem Lucky-Luke-Comic. Hunderte Arbeiter sind gerade noch mit den letzten Feinheiten beschäftigt. Sie verdienen rund 5 000 Kyat pro Tag, etwa drei Euro und etwas mehr als der Mindestlohn von 4 800 Kyat. Nelson sagt, es solle einer der fünf schönsten Golfplätze in Asien werden. "Wir haben ihn extra für die Europäer gebaut."

Mama lernt Liebe

Trösten, spielen, zuhören: Was andere Mütter intuitiv können, musste sie mühsam üben. Birke Opitz-Kittel ist Autistin – und zieht fünf Kinder groß

Von Marius Elfering, Die ZEIT, 26.04.2018

Schwieriger als die Liebe selbst ist ihre Definition. Birke Opitz-Kittel weiß das. Sie weiß, dass körperliche Nähe und Liebe verschiedene Dinge sind. Für sie definiert sich die Liebe nicht durch Küsse, Umarmungen, Berührungen, nicht durch Zärtlichkeiten oder Sätze wie: »Ich liebe dich.« Wer braucht all diese Dinge? Sie nicht.

Birke Opitz-Kittel hat ihre eigene Definition der Liebe. Und sie hat sie im Kopf. Morgens, wenn sie aufsteht, in ihrer abgedunkelten Wohnung sitzt, wenn die Kinder nach und nach aufwachen. Sie hat sie im Kopf, wenn ihre Töchter sich ein Müsli machen, während sie selbst vor ihrer Tasse mit der Aufschrift »Lächle, du kannst sie nicht alle töten« sitzt. Wenn sie ihre Kinder dann wieder ins Zimmer schickt, damit sie dort allein frühstücken, weil Birke Opitz-Kittel Essensgeräusche hasst, das Klappern der Teller, das Kauen. Sie hat ihre Definition auch im Kopf, wenn sie auf ihre Kinder zugeht und sie in den Arm nimmt, obwohl sie Nähe nicht gut erträgt, obwohl sie denkt: Umarmungen sind überflüssig.

Niemand weiß genau, wie viele Menschen in Deutschland autistisch sind. Häufig erkennen Ärzte die Symptome gar nicht. Der Bundesverband Autismus Deutschland schätzt, dass auf 1000 Einwohner in etwa sechs oder sieben Menschen mit Autismus kommen. Sicher ist: Birke Opitz-Kittel, 43 Jahre alt, ist eine von ihnen, mit Asperger-Syndrom. Es fällt ihr schwer, ihre Gefühle zu zeigen. Ironie, Gestik und Mimik musste sie mühsam lesen lernen, von anderen Menschen hält sie sich lieber fern. Und ist doch fünffache Mutter, zweimal geschieden, die Kinder haben drei verschiedene Väter, ihre neueste Ehe hält seit 2004. Wie geht das?

Als sie noch jünger war, da fragte sie sich oft: Birke, warum magst du die Menschen nicht? Birke, warum gehörst du nicht dazu? Birke, warum kannst du das mit der Liebe nicht?

Die Diagnose Autismus kam erst Jahrzehnte später. All die Jahre lebte sie mit diesem komischen Gefühl, anders zu sein. Vielleicht muss ich mich nur genug anstrengen, sagte sie sich. Vielleicht muss ich einfach alles geben, dann wird alles gut. Sie verstand nicht, was mit ihr los war. Hilfe hatte sie keine.

Die Weltgesundheitsorganisation definiert Autismus als »tiefgreifende Entwicklungsstörung«. Betroffene haben Probleme bei der sozialen Kommunikation. Es fällt ihnen schwer, die Gefühle ihrer Mitmenschen wahrzunehmen, sie zu deuten und angemessen zu reagieren.

Schon als Kind dachte Birke Opitz-Kittel über Gefühle nach, über menschliche Regungen, über Gesichter, Tränen, Lachen. Damals, wenn die anderen spielten und sie in der Ecke saß und zuschaute. In der Schule, wenn alle lachten und sie sich fragte, was der Witz bedeutete. Je mehr sie aber über all das nachdachte, darüber, warum sie immer abseitsstand, nicht dazugehörte, darüber, weshalb sie Gesprächen nicht folgen konnte, Ängste hatte, den anderen lieber fernblieb, desto mehr verzweifelte sie, wollte keinem zeigen, wie schlecht es ihr ging, und sprach tagelang mit niemandem. Bis sie sich als junge Erwachsene sagte: Birke, du musst raus ins Leben. Ausbildung, Beruf, Familie. Die Gesellschaft will es. So sind die Regeln. Sie begann eine Lehre zur Bürokauffrau.

Noch heute, wenn sie unter Menschen ist, wenn sie merkt, dass ihr alles zu viel wird, sagt sie zu sich selbst: Birke, du darfst jetzt nicht auffallen. Das Mantra ihres Lebens.

Also zwang sie sich in das normale Leben. Um Liebe ging es dabei nicht. Normalität, nichts anderes. Ob die Männer passten oder nicht, das stand nicht zur Debatte. Vielleicht verliefen die Ehen auch deswegen nicht gut. Und die Männer, sie hatten bei ihr leichtes Spiel. Ihre Unsicherheit machte sie beeinflussbar, lenkbar.

Sie heiratete und hielt eines Tages, sie war zwanzig, ihr erstes Kind auf dem Arm. Marc, ein Frühchen. Es fühlte sich in Ordnung an. Komisch. Aber in Ordnung.

Dieses kleine Wesen, weinend und schreiend, ganz nah bei ihr. Sie hielt es aus. Obwohl sie Berührungen doch hasste. Einen Milcheinschuss hatte sie nie – ihre Kinder stillte sie nicht.

Drei Jahre später bekam sie ihr zweites Kind, Jonas. Und merkte, dass die beiden Jungs sie anstregten. Sie war nicht müde, nein, das war es nicht. Es war diese Unberechenbarkeit. Marc, der zur Waschmaschine lief, die Penaten-Creme in der Hand, und sie sorgfältig innen und außen damit einstrich. Marc, der die Dose mit dem Babypulver im Kinderzimmer auskippte, sodass alle Spielsachen in einer weißen Winterlandschaft versanken. Das ständige Weinen von Jonas. Sie wusste, dass sie in solchen Momenten reagieren musste, aber wie, das wusste sie nicht. Also fing sie an, andere Eltern zu beobachten. Ihr war klar: Das, was die anderen Mütter intuitiv können, das musst du lernen, Birke.

Birke Opitz-Kittel übte sich im Muttersein. Sie setzte sich hin und forschte nach Ratgebern. Sie las und las und wiederholte das Gelesene immer wieder für sich selbst.

»Was Kinderohren brauchen.«

»1. Ich habe dich lieb!«

»2. Ich glaube an dich!«

»3. Gut gemacht!«

Es waren einfache Worte, die sie da las. Einfache Worte, die aber scheinbar eine große Wirkung hatten. Es gab so viele Situationen im Leben, auf die sie sich vorbereiten musste, also suchte sie weiter.

»Was sollte man nicht zu Kindern sagen.«

»1. Lass mich in Ruhe.«

»2. Du bist so anstrengend.«

»3. Nicht weinen!«

Die Listen in ihrem Kopf gaben ihr Halt. Es war ein wenig, als würde sie den Text für ein Theaterstück auswendig lernen, mit sich selbst in der Hauptrolle. Noch heute kann sie die Szenen und Abläufe auswendig.

Kind quengelt: »Mama ...«

»Ich unterhalte mich gerade.«

Zum Gegenüber: »Moment, bitte.«

Knie dich hin, Birke, schau deinem Kind in die Augen. Begib dich auf seine Ebene. So versteht es, dass du nicht von oben herab zu ihm sprichst.

»Ich unterhalte mich gerade, aber ich werde dir zuhören, bitte warte fünf Minuten. Ich bin dann für dich da.«

Viele der Regeln verstand Opitz-Kittel nicht, andere gefielen ihr. Dass sie mit den Kindern auf Augenhöhe reden, sie ernst nehmen soll. Es ist ein Teil ihrer Definition der Liebe geworden.

Birke Opitz-Kittel studiert das Verhalten der Menschen, sie bringt es sich bei wie Vokabeln. Die Vokabeln fügt sie ein in ihre eigene Sprache der Liebe. Ständig ist sie auf der Suche nach einem Mittelweg, der die Bedürfnisse ihrer Kinder mit ihrem Unwillen zu heucheln vereinbart.

Opitz-Kittel klopft alles auf seinen Sinn ab. Eine Umarmung? Die brauchen Kinder, sie müssen Nähe spüren. Blockflötenunterricht? Sie hasst die schiefen Töne beim Üben. Nicht unbedingt notwendig.

Meine Liebe, sagte sich Opitz-Kittel, zeigt sich eben anders. Als die Kinder kamen, versank sie in Nähbüchern. »Du fängst nun an zu lesen, zu lernen, bis du alles darüber weißt«, sagte sie sich. Und sie fing an zu lesen, zu lernen, bis sie alles darüber wusste. Dann nahm sie den Stoff und begann zu nähen. Kleider, T-Shirts, Hosen, in Rot, in Gelb und Blau.

Es ist nicht leicht, für ein Porträt über Birke Opitz-Kittel zu recherchieren, weil es ihr schwerfällt, Fremde zu treffen. Schon gar nicht kann sie einen zu Hause empfangen. Das würde alles durcheinanderbringen. Und wenn man sie nach vielen Mails doch trifft, bei einem Ausflug, im Schutz ihrer Familie, merkt man, wie sehr sie permanent unter Anspannung steht. Je mehr Menschen um sie herum sind, desto schneller flattern ihre Augen, hin und her.

Routinen geben Autisten Sicherheit. Eingebaute Verhaltensweisen, die sich wiederholen. Wird eine Routine durchbrochen, kommt Chaos in den Alltag. Symptome wie Phobien, Ängste oder Wutanfälle treten auf. Große Menschenansammlungen überfordern die Betroffenen.

Birke Opitz-Kittel kann gut erzählen, so gut, dass ihre Gesprächspartner häufig nicht merken, dass sie nicht mehr mit ihnen spricht, sondern nur noch einen Monolog führt. Sie starrt dann einfach in die Ferne oder auf den Boden. Eine Frau mit hellen, blonden Haaren, streng nach hinten gebunden, und einer dunklen, eckigen Brille, die den Blick auf die Spitze ihrer Nase lenkt. Sie redet und redet immer weiter. Darüber, dass sie nicht als behindert bezeichnet werden möchte. Dass sie ihr Leben lang versucht hat, eine gute Mutter zu sein. Dass dort draußen viele Mütter leben, die sind wie sie. »Versteht man das?«, fragt sie manchmal und fügt ein leises Lachen hinzu, wischt sich eine Strähne aus dem Gesicht, sucht den Blickkontakt, den sie sich über Jahre antrainiert hat, und erzählt weiter.

Miriam, ihr drittes Kind, war für sie wie ein Geschenk. Eine Tochter. Sie machte weniger Arbeit, war zufriedener. Aber auch sie bringt Opitz-Kittel an ihre Grenzen. Einmal, Miriam ist gerade zwei, steht sie vor ihrer Mutter, das Gesicht blau angelaufen, das Bonbon irgendwo in ihrem Hals. Opitz-Kittel rührt sich nicht, ihre Überforderung lähmt sie. Miriam zeigt auf den Joghurt. Die Augen aufgerissen, als wolle sie sagen: Gib ihn mir zu trinken, Mama. Schnell! Sie ist es, deren Händchen der Mutter zeigen, dass sie sie jetzt schütteln muss. Vor und zurück. Vor und zurück. Opitz-Kittel schüttelt sie. Und Miriam beginnt wieder zu atmen. Es war das erste Mal, dass eines ihrer Kinder ihr gezeigt hat, wie es geht.

Opitz-Kittel wollte eine gute Mutter sein und war dabei oft auf sich allein gestellt. Über ihren ersten Ehemann möchte sie nicht sprechen. Mit ihm bekam sie Mitte der neunziger Jahre ihr erstes Kind Marc. Auch von ihrem zweiten Ehemann hat sie sich getrennt. Aus dieser Ehe gingen Jonas und Miriam hervor. Er war zu oft von den Kindern genervt. Dann begegnete sie Rolf. Und sie wusste: Mit ihm will ich mein Leben verbringen, wir werden immer zusammenbleiben. 2001 war das.

Sie traf ihn bei einem Callcenter-Job. Als sie dem Team vorgestellt wurde und es darum ging, wer sie anlernen wolle, fragte sie ganz offen: »Wer will mich?« Die

Männer lachten. Opitz-Kittel verstand das Lachen nicht. Nur einer sagte ernst: »Ich.« Rolf. Er war irgendwie anders. Sie zogen zusammen, und er wurde zum Stiefvater ihrer ersten drei Kinder.

Eines Tages merkte sie: Birke, du bist wieder schwanger. Noch ein Kind? Sie war unsicher. War es nicht genug der Normalität? Doch Rolf versprach: »Ich passe auf die Kinder auf, was auch ist. Ich stehe nachts auf, wenn sie schreien. Aber bitte, bekomm das Kind.«

In der Klinik hielt sie es kaum aus unter all den Ärzten, Müttern, Menschen. Die Monitore summten und piepten. Das Kind – ein Frühchen. Wieder eine Tochter. Lilly. Es sollte die glücklichste Zeit im Leben von Birke Opitz-Kittel werden. Mit Rolf war alles so einfach.

Die beiden bekamen noch ein Kind. Angelina, auch ein Frühchen. Als sie aus der Vollnarkose erwachte zwischen all den Geräten, das monotone Piepen der Monitore wieder in ihre Ohren drang, der Raum so steril, hörte sie es: »Frau Opitz-Kittel, Ihre Tochter hatte einen Herzstillstand.«

Konnte das wirklich sein? Das durfte nicht sein. Sie brach zusammen. Sie wusste, dass eine Mutter in dieser Situation für ihr Kind da sein muss. So war die Regel. Aber sie konnte nicht. Nach zwei Tagen packte sie ihre Tasche und lief den ganzen Weg allein nach Hause. Ohne Angelina.

War sie damit gescheitert? Eine Mutter, die ihr Kind zurücklässt. Aber was wussten die anderen schon? War es Müttern nicht gestattet, auch solche Momente der Niederlage zu erleben?

Noch heute, der Älteste ist aus dem Haus, die Jüngste schon dreizehn, setzt sich Opitz-Kittel hin und wieder in ihren Sessel, schaltet den Fernseher an und schaut auf Vox die Sendung Mein Kind, dein Kind – Wie erziehst du denn?. In der Sendung vergleichen Eltern ihren Erziehungsstil. Zufrieden blickt sie dann auf die flimmernden Bilder und spürt, dass sie vieles richtig gemacht hat.

Fünf Kinder. Wer hätte das gedacht, Birke. Manchmal läuft sie durch die Straßen, die Sonnenbrille auf der Nase, die Mundwinkel zu einem leichten Lächeln nach oben gezogen, damit niemand merkt, wie schlecht es ihr unter Menschen geht,

blickt sich um und sieht Großfamilien. »Meine Güte, so viele Kinder«, sagt sie sich dann. Bis ihr wieder einfällt, dass sie selbst fünf hat. Wer hätte das gedacht? Birke, Birke, wer hätte das gedacht?

Das Schlimmste waren wahrscheinlich die Trotzphasen. Die Kinder wütend, Birke Opitz-Kittel hilflos. Manchmal musste Rolf von der Arbeit nach Hause kommen, weil sie selbst nicht weiterwusste, weil sie verzweifelte.

Die Kinder kamen in den Kindergarten, und sie beobachtete, dass die Eltern mit den Erziehern sprachen. Sie fing an zu lauschen und erfuhr, dass sie manchmal fragen musste, wie sich ihre Kinder so machten. Also merkte sie es sich. Sie trat in Elternbeiräte ein, obwohl sie die Treffen anstrebte. Informationen taten gut.

Als Jonas älter wurde, fiel auf, dass er anders war als die Geschwister. Sie gingen mit dem Jungen von Arzt zu Arzt. Und irgendwann stand die Diagnose schwarz auf weiß auf dem Papier, wie ein Urteil: Autismus. Einer der Ärzte blickte sie an: »Frau Opitz-Kittel, vielleicht sollten Sie sich auch einmal testen lassen.« Erst da bekam sie die offizielle Diagnose. Das war 2012, und sie war 37 Jahre alt. Plötzlich machte alles Sinn. Sie war jetzt offiziell anders. So seltsam es klingt: Das half.

Birke Opitz-Kittel hatte irgendwann gemerkt, dass es etwas gab, das sie mit ihren Kindern verband. Regelmäßigkeit. Sie spürte, dass die Kinder das schätzten, nicht nur Jonas, auch die neurotypischen, so nennt sie die anderen Menschen. Die, die keine Autisten sind. »Meine neurotypischen Kinder«, sagt sie manchmal. Jeden Mittag kocht Birke Opitz-Kittel, immer pünktlich. Es ist ein Signal: Ich bin für euch da. Jeden Tag.

Wenn ihre Kinder sie brauchen, weil sie krank sind, arbeitet sich Opitz-Kittel so lange in die Symptomatik ein, bis sie genau weiß, worunter sie leiden. Rolf hat ihr erklärt, dass es die Ärzte ungern sehen, wenn man schon mit der Diagnose einer Krankheit zu ihnen kommt. Sie dürfe ihnen nur die Symptome schildern. »Ein komisches Prinzip ist das«, sagt sie, und ihre Töchter kichern. »Ich muss zum Arzt gehen und abwarten, ob er die richtige Krankheit errät.« Sie hält es kaum aus, dort zu sitzen und zuzusehen, wie er überlegt, welche Diagnose die richtige ist. Es geht schließlich um ihre Kinder.

Miriam, 18 Jahre alt. Die gelernt hat, Trost einzufordern: »Mama, tröste mich, ich brauch das jetzt.« Opitz-Kittel nennt ihre Tochter »etwas verkuschelt«. Aber sie macht das dann.

Oder Angelina. Die in der Schule immer wieder erklären muss, was das eigentlich ist: Autismus. Heute ist sie 13 Jahre alt und eine Expertin auf dem Gebiet.

Oder Lilly, die Sensible. Sie ist 15 Jahre alt und weiß, dass ihre Mutter immer die Wahrheit sagt. Dass das eine Eigenart der Autisten ist. Wenn sie Lillys Kleidung nicht mag zum Beispiel und sie nicht darüber nachdenkt, wie sie ihre Kritik am besten in Worte fassen kann, sondern einfach damit rauskommt. Manchmal tut es ihr weh, wenn ihre Mutter so direkt ist. Sie erklärt es ihr: »Mama, damit hast du mich verletzt«, »Mama, wenn du es so sagst, trifft es die Menschen.« Die Kinder helfen Opitz-Kittel beim Vokabellernen.

Es ist ein regnerischer Tag im November, als Birke Opitz-Kittel zum Kleiderschrank geht und ihr pinkfarbenedes Halstuch herauskramt. Sie legt es um, schaut, ob es zur Jeans und zum dunkelblauen Mantel passt. An ihrem Handgelenk ein silberner Armreif, an dem ein ebenso silbernes Puzzlestück hängt. Sie fragt Miriam. Kann ich so raus?

Der Nürnberger Tierpark liegt an diesem Morgen unter einer dunklen Wolkendecke, Regentropfen platschen auf den Asphalt, auf den belaubten Boden. Gelegentliche Ausflüge fördern das Familienwohl, Birke Opitz-Kittel weiß das. Also kommt sie mit.

Schau, die Löwen, Mama. Schau, die Affen. Opitz-Kittel nickt und läuft von Gehege zu Gehege. Am schönsten ist der Zoo bei Regen, wenn fast niemand da ist. »Das perfekte Wetter«, sagt sie, blickt unter ihrem roten Regenschirm hervor und lächelt ihre Töchter an. Ein Lächeln, Ergebnis jahrelanger Übung.

Gemeinsam steuern sie auf das Café zu. Miriam öffnet die Tür. Wie Leibwächter positionieren sich Rolf und die drei Töchter um Opitz-Kittel. Sie hält die schwere Tür hinter ihrer ältesten Tochter auf. Der Geruch von Currywurst dringt nach außen, vermischt sich mit der kalten Winterluft. »Geht nicht«, sagt Rolf und spannt den Regenschirm wieder auf. Er schaut seine Frau an und schmunzelt. Auf seiner rot-

braunen Brille, den kurzen, dunklen Haaren sammeln sich kleine Regentropfen. Er kennt sie doch. Currywurst, triefendes Fett, das ist nichts für Birke.

Grelle Farben, schrille Töne, starke Gerüche wirken stärker auf Autisten. Die Sinneswahrnehmungen sind empfindlicher. In Ausnahmesituationen kommt es zum sensory overload. Eine totale Überforderung, die Betroffene in der Folge manchmal tagelang außer Gefecht setzt.

An jeder Weggabelung bleibt Opitz-Kittel stehen, blickt sich zu ihrer Familie um. »Wohin?«, fragt sie dann. Und Miriam gibt die Richtung vor. Mutter, Tochter, die Rollen verschwimmen.

Einmal wollte sie mit Miriam zum Arzt, und die Haltestelle der Straßenbahn war plötzlich umbenannt worden. Sie wurde panisch. Miriam beruhigte sie: »Komm, Mama, wenn es die falsche ist, fahren wir einfach wieder zurück.« Die Bahn ratterte auf den Schienen und das Herz in Opitz-Kittels Körper. Sie kamen am Ziel an. Miriam sei Dank. Manchmal tut ihr das weh. Eine Mutter ist doch Vorbild, Wegweiser, jemand, zu dem man aufblickt. Kann sie das sein? Trotz allem?

Ein anderes Mal, Rolf war nicht da, hatte Miriam so heftige Bauchschmerzen, dass sie sich krümmte. Birke Opitz-Kittel sagte sich: »Du musst jetzt für sie da sein« – und fuhr mit ihr in die Notaufnahme.

Es sind Momente wie diese, in denen sie dieses spezielle Gefühl bekommt. Den unbedingten Willen, für ihre Kinder da zu sein, auch wenn es noch so viel Überwindung kostet. Das muss er sein, Birke, denkt sie dann: der Mutterinstinkt.

Hin und wieder überlegt sie, was ist, wenn alle Kinder das Haus verlassen haben. Sie sitzt in solchen Momenten an ihrem Computer, in ihrem Sessel oder in ihrem verdunkelten Schlafzimmer und merkt, wie sie unruhig wird. Sie weiß, dass irgendwann der Tag kommt, an dem alle Kinder erwachsen sind. Ist sie dann froh, die Belastung los zu sein? Nicht immer wieder sagen zu müssen: »Ich habe euch lieb«? Nicht zu tätscheln, zu loben, zu umarmen? »Nein«, sagt sie.

Birke Opitz-Kittel beunruhigt der Gedanke, dass ihre Kinder irgendwann nicht mehr bei ihr leben werden. Sie nennt sie auch ihre »Verbindung zum Außen«. Sie

geben ihr das Gefühl, Anteil an der Gesellschaft nehmen zu können. Und zugleich puffern sie das Schlimmste ab.

Birke, Birke, fünf Kinder, wer hätte das gedacht?

Er klopft. Sie geht zu ihm. Sie verzweifelt. Er lebt weiter

Über vier Jahre missbraucht Simon seine kleine Schwester Anna. Niemand will etwas davon gemerkt haben. Als Anna ihn Jahre später anzeigt, muss Simon sich seiner Schuld stellen

Von Marius Elfering, Die ZEIT, 23.11.2017

Simon glaubt an zwei Arten von Schuld: Da gibt es die Schuld, die hier auf Erden auf dem Menschen lastet, die Gerichte feststellen und die abgegolten werden kann. Und dann ist da die Schuld, die man erst nach dem Tod begleicht, wenn man vor seinem Schöpfer steht. Diese Schuld lastet auf Simons Schultern.

Ich kann nicht sagen, an welchem Tag oder auch zu welcher Jahreszeit es war. Ich weiß nur, dass ich in der elften Klasse an Pornos ran gekommen bin. Die hat mein Mitschüler immer auf CDs gebrannt und dann verteilt. Damals, Anfang des Jahrtausends, konnte man ja noch nicht alles im Internet streamen. Manchmal habe ich ihm dafür fünf Euro gegeben. Davor habe ich so was niemals angeschaut. Ich glaube, ich wusste nicht mal, dass es solche Filme gibt. Ich war von der sexuellen Entwicklung her ziemlich unbedarft. Meine Schwester hat zu der Zeit ganz normale Filme mit mir auf meinem Computer angesehen. Irgendwann habe ich ihr dann den ersten Porno gezeigt. Wir haben die Dinge aus dem Film dann ein bisschen nachgespielt, haben uns beide ausgezogen und uns angefasst. So fing alles an. Ich war damals 16 Jahre alt. Meine Schwester war zehn.

An einem sonnigen Tag im Juni 2016 steigt irgendwo in Deutschland ein Mann aus einem schwarzen Auto. Sein blau kariertes Hemd trägt er bis auf den letzten Knopf geschlossen. Seine Finger spielen miteinander, auf der Stirn hat er kleine Schweißperlen. Der Mann soll in dieser Geschichte Simon heißen. Er läuft auf das Haus zu, in dem er schon viele Stunden redend verbracht hat. Drinnen: drei Stühle um

einen kleinen Tisch, Kaffee und Tee. Es ist die Praxis einer Psychologin. Sie hat den Kontakt hergestellt und wird bei diesem ersten Gespräch dabei sein, danach nicht mehr. Wo der Mann lebt, ist nicht weiter wichtig, seine Geschichte könnte überall in Deutschland spielen. Zum Schutze der Privatsphäre aller Beteiligten wurden alle Namen geändert. Über ein Jahr lang hat die ZEIT Simon begleitet. Hat mit ihm über seine Jugend gesprochen, war dabei, als er sich seiner Schuld stellte.

Simon ist heute Mitte 30, steht fest im Leben. Familienauto, große Wohnung, im Sommer Urlaub mit Freunden und Familie. Man traut ihm nichts Böses zu, wenn man ihm auf der Straße begegnet, er ist nett, zuvorkommend. Und doch gibt er Einblick in eine Situation, die wahrscheinlich häufiger in Familien vorkommt, als man glaubt. In den Missbrauch zwischen Geschwistern.

Irgendwann hatten wir ein System: Wir waren in ein neues Haus eingezogen, und der Vorteil war jetzt, dass unsere Betten Wand an Wand standen. Also klopfte ich abends, wenn ich wusste, dass niemand etwas mitbekommt, dreimal an die Wand. Das war sozusagen die Frage: „Kommst du rüber?“ Wenn meine Schwester einmal klopfte, dann bedeutete das, sie kommt. Klopfte sie zweimal, wollte sie nicht. Ich habe das dann akzeptiert. Strafen oder Belohnungen gab es nie. Meistens aber kam sie. Wir mussten natürlich leise sein, damit niemand etwas merkt. Ich war immer ein großer Fan der Bundeswehr. Über meinem Bett hing ein Tarnnetz, wie sie es bei der Truppe benutzen. Das haben wir über dem Bett ausgebreitet, wenn meine Schwester bei mir war. Häufig fingen wir damit an, dass ich ihr einen neuen Porno zeigte. Ich weiß nicht mehr, wie die alle hießen. »Gina Wild«, Teil 1 bis 6, war glaube ich, dabei. Dann sind wir gemeinsam in mein Bett gegangen, haben gekuschelt und die Szenen nachgespielt. Ich habe mich auf sie draufgelegt, ohne in sie einzudringen. Wir haben uns gegenseitig angefasst, es kam zum Oralverkehr. Nach einer Weile habe ich sie in ihr Zimmer geschickt und mich zu Ende befriedigt. Heute frage ich mich, wie es sein kann, dass meine Eltern nichts mitbekommen haben. Unsere Zimmer waren im oberen Stockwerk, genau über dem Wohnzimmer. Dort haben sich meine Eltern abends immer aufgehhalten und Fernsehen geschaut. Manchmal dachten wir, dass jemand hochkommt. Meine Schwester hat sich dann schnell angezogen und ist in ihr Zimmer gehuscht.

Simons Schwester, Anna soll sie hier heißen, sagt ebenfalls, dass es weder zu Zwang noch zu Belohnungen kam. Zu einem direkten Gespräch zwischen Anna und der ZEIT kommt es nicht, aber in der Aussage, die Anna bei der Polizei gemacht hat, bestätigt sie alles. Anna sagt, sie sei zu jung gewesen, um zu verstehen, was ihr großer Bruder mit ihr macht. Sie beschreibt, wie ihr Bruder sie langsam an die Situation heranführt, mit ihr kuschelt, Nähe sucht. Anfangs empfindet sie dies als angenehm, zwischen Kindern und Eltern gab es wenig körperliche Nähe. Doch Simon geht immer einen Schritt weiter, und sie macht, was er ihr sagt. Mit der Zeit merkt sie sich Sätze aus den Pornos und spricht sie nach. Erst sehr viel später versteht sie, was damals vor sich ging.

In einer englischen Studie zum Thema Kindesmissbrauch wurden im Jahr 2000 insgesamt 2869 Personen zwischen 18 und 24 Jahren befragt. 43 Prozent derer, die als Kind missbraucht wurden, wurden von ihren Geschwistern missbraucht. Der US-amerikanische Forscher John Caffaro, der sich seit Jahren mit dem Thema beschäftigt, schätzt sogar, dass der Missbrauch zwischen Geschwistern drei- bis fünfmal häufiger vorkommt als der zwischen Vater und Tochter. Dies sei aber kaum im öffentlichen Bewusstsein verankert. Die polizeiliche Kriminalstatistik unterscheidet nicht zwischen einzelnen Arten des innerfamiliären Missbrauchs. Ob der Vater die Tochter missbraucht oder der Bruder die Schwester – alles wird unter dem Begriff »Ehe/Partnerschaft/Familie« subsumiert.

In den Gesprächen mit meiner Psychologin haben wir uns gefragt, ob wir vielleicht ein System in der Familie hatten, dass alles in Ordnung ist, solange sich niemand meldet. Und da meine Schwester und ich ja nie darüber gesprochen haben, was ist, haben sich meine Eltern wahrscheinlich auch nie Gedanken darüber gemacht, wenn sie was knacken hörten. Unsere Brüder lagen ja auch direkt nebenan. Wir hatten alle Zimmer im gleichen Stockwerk. Auch sie sagen, sie hätten nichts gemerkt.

Vier Jahre lang missbraucht Simon seine Schwester, oft mehrmals in der Woche. Zum Geschlechtsverkehr kommt es nie, zum Samenerguss ebenfalls nicht. Oralverkehr gibt es selten. Simon ist bewusst, dass er etwas Verbotenes tut, und er geht strategisch vor. Seine Schwester berichtet, Simon habe sie einmal gefragt, ob sie schon ihre Tage habe. Sie habe damit nichts anfangen können, erzählt sie. Sie war ein

Kind. Anna gibt bei der Polizei an, Sex sei in der Familie ein Tabuthema gewesen. Simon bestätigt das. Auch aufgeklärt wurden die Geschwister nicht.

Mit der Zeit habe ich mich in der Situation eingerichtet. Mit meiner Schwester konnte ich auf sexueller Ebene Nähe erleben, die ich sonst nirgendwo bekommen habe. Auf eine nicht erlaubte Weise habe ich mir meine sexuellen Erfahrungen geholt, die in dem Alter eigentlich jeder macht – nur eben mit Personen, die dafür auch geschaffen sind. Und da gab es natürlich diesen Punkt, über den ich nicht hinausgehen durfte. Mir war klar, dass ich nicht mit meiner Schwester schlafen kann. Ich bin eben so weit gegangen, wie ich konnte. Ich wollte Erfahrungen sammeln. Mein Alter und dass ich der große Bruder war, haben mir mit Sicherheit geholfen. Schon deswegen gab es ein gewisses Machtgefälle. Das habe ich ausgenutzt. Ich weiß nicht, was gewesen wäre, wenn ich eine Freundin gehabt hätte. Meine Psychologin und ich haben darüber gesprochen, ob ich mir vielleicht von meiner Schwester die Liebe geholt habe, die ich von meinen Eltern nicht bekam. Für mich ist das immer so ein Vorwurf, wenn ich sage, meine Eltern haben mich nicht geliebt. Aber in gewisser Weise kann es schon sein, dass meine Eltern eher pragmatisch waren. Ich glaube, sie wollten ihre Kinder vor allen Dingen gut erziehen. Zuneigung war zwar Teil der Erziehung, aber kein wirklich großer. Vielleicht habe ich mit meiner Schwester etwas kompensiert – ich weiß es nicht. Vorher gab es solche Situationen ja auch nie. Nur einmal, als ich selbst erst neun Jahre alt war, da waren wir im Urlaub, und ich und meine Schwester haben uns gegenseitig entdeckt. Doktorspiele nennt man das, glaube ich. Als mein Vater das gesehen hat, da wurde er richtig wütend. Er sagte, dass man das nicht mache. Dann haben wir es sein lassen.

Und dann, plötzlich, von einem Tag auf den anderen, ist der Missbrauch Geschichte. Jedenfalls für Simon. Als er 20 Jahre alt ist, zieht er aus und hat jetzt keinen täglichen Kontakt mehr zu seiner Schwester. Simon beginnt eine Ausbildung und startet ein normales Leben: eine erste eigene Wohnung, neue Freunde in einer neuen Stadt. Seine Schwester bleibt zurück.

Der Polizei beschreibt Anna, wie sich ihre Situation nach Simons Auszug zugespitzt hat. Sie entwickelt Probleme, Bindungen zu Männern aufzubauen und muss ihre Berufsausbildung abbrechen, Klinikaufenthalte und verschiedene Psychotherapien

folgen. Sie habe sich nicht mehr selbst versorgen können, gibt sie zu Protokoll. Immer wieder musste sie zu Hause aufgenommen, dort gepflegt werden. Anna beginnt, sich selbst zu verletzen, hegt Suizidgedanken.

Als ich noch Jugendlicher war, hatte ich viel mit der Kirche zu tun. Ich war Messdiener, später auch leitender Messdiener. Ich habe mich gut mit dem Pfarrer in unserer Gemeinde verstanden. Irgendwie muss das wohl den Ausschlag gegeben haben, dass ich mich in diese Richtung auch beruflich orientiert habe. Zu der Zeit habe ich auch meine Frau kennengelernt. Es lief gut für mich. Zwar habe ich mich beruflich noch umorientiert, aber ich kam voran. Einmal reiste ich ins Ausland und las gemeinsam mit meiner Reisegruppe die Bibel. Jeden Abend schrieb ich Tagebuch, ich beschäftigte mich viel mit mir, dachte über alles nach.

Manchmal holt Simon seine schwarze Kladde mit den roten Ecken wieder heraus und blättert darin. Auf einer vollgeschriebenen Seite seines Tagebuchs steht ganz unten: »Ich muss die Sache mit Anna klären.« Nur ein Satz, aber ein bedeutender. Ein Schritt auf seine Schwester zu hätte vielleicht die Chance eröffnet, den Missbrauch aufzuarbeiten, Anna zu helfen und für das geradezustehen, was er ihr angetan hat. Doch sein Vorhaben nimmt Simon nie in Angriff.

Die Jahre vergehen, und während er ein gutes Leben führt, geht es Anna immer schlechter. Sie sucht nach Orientierung, die sie nicht findet. Depressionen, abgebrochene Ausbildungen und schließlich: ein missglückter Selbstmordversuch. Simon sagt heute, dass er sich nie verantwortlich fühlte für die psychischen Probleme seiner Schwester. Anna kommt in dieser Zeit häufig zum Bruder, wenn sie Hilfe braucht. Er ist einer ihrer ersten Ansprechpartner. In gewisser Weise ist ihre Abhängigkeit von ihm immer noch da, bloß das entscheidende Thema kommt nie zur Sprache. Zehn Jahre lang lüften weder sie noch Simon das gemeinsame Geheimnis.

Im Herbst 2016 begleitet die ZEIT Simon bei einem Besuch in seiner Heimat. Es ist einer der letzten sonnigen Tage, bevor die Natur sich auf den Winter vorbereitet. Simon steigt den Berg hinauf, den er oft gemeinsam mit seiner Schwester erklommen hat. Wenn es um den Missbrauch geht, ist es schwierig für ihn, zu sprechen. Er meidet das Wort, spricht von »der Sache« oder »dem, was damals passiert ist«. Manchmal bittet er um eine Pause, dann steigt ihm das Blut in den Kopf, er sucht die passenden

Worte. Im nächsten Augenblick spricht er ganz abgeklärt weiter. Am Gipfelkreuz angekommen, blickt Simon sich um, atmet durch.

Wenn meine Schwester reden wollte, dann kam sie zu mir. Komisch, oder? Ich meine, ich habe ihr so viel angetan, und trotzdem hat sie mich um Hilfe gebeten. Wir sind dann eine Runde spazieren gegangen. Entweder hier herauf oder um den See da unten. Wir haben lange gesprochen, ich wollte ihr helfen. Ich wünsche mir manchmal, sie würde sich wieder bei mir melden, dass ich wieder ihr Ansprechpartner bin, dass ich ihr helfen kann. Aber das ist natürlich Blödsinn, nach allem, was war.

Simon steigt hinab, setzt sich ins Auto, fährt ins Tal. Nur wenige Kilometer sind es von hier bis zum alten Zuhause. In seinem Kinderzimmer erinnert nicht mehr viel an früher. Nur der Kleiderschrank und eine Lampe. Simon fährt zum Friedhof und geht die schmalen Wege bis zum Grab seiner Mutter. Der Grabstein ist schlicht, bis auf ein kleines Foto im Gestein. Simon wird still. Seine Schwester wohnt immer noch in der Gegend, bringt manchmal Blumen ans Grab. Er hat Sorge, er könne ihr begegnen.

Meine Mutter hatte einen Hirntumor. Nach ihrem Tod ging meine Schwester in eine Therapie, und ich war ab diesem Augenblick nicht mehr ihr Ansprechpartner. Irgendwann bat sie meinen Vater zum Gespräch. Da hat sie es ihm wohl gesagt. Ich hab immer gedacht: Hoffentlich ist es etwas anderes – aber im Grunde wusste ich, dass die Sache jetzt herauskommt. Einige Wochen später kam der Brief. Es war Sommer. Jeder in der Familie hat so einen Brief bekommen. Meine Schwester schrieb, dass einiges passiert sei und sie ein Gespräch möchte. Ich habe jeden Tag gehofft, dass es nicht um den Missbrauch geht. Ich veränderte mich, zog mich zurück, wusste nicht, was ich machen sollte. Meine Frau fragte mich, was los sei. Bis heute ist mir nicht klar, ob meine Mutter wusste, was in unserer Familie vor sich ging, oder ob sie ahnungslos gestorben ist. Vielleicht war ihr Tod der Ausgangspunkt für meine Schwester, jetzt reinen Tisch zu machen.

Die Mutter – einer der ganz wenigen Punkte, an denen die Erinnerungen von Simon und Anna auseinandergehen. Simon sagt, er bezweifle, dass seine Mutter vom Missbrauch wusste; seine Schwester ist sich sicher, sie wusste es. Einmal, als die beiden gemeinsam im Bett lagen, erinnert sie sich, sei abends die Zimmertür

aufgegangen, und die Mutter habe im Raum gestanden. Sie habe ihre Kinder angesehen und sei mit den Worten »alles in Ordnung« wieder hinausgegangen. Ein anderes Mal habe die Mutter zu Anna gesagt, sie solle froh sein über die Liebe ihres Bruders. Aber: Ist das ein Beweis? Auf dem Sterbebett – so berichtet es Anna – soll die Mutter dem Vater gesagt haben, etwas in der Familie stimme nicht, der Simon habe die Anna damals missbraucht. Simon weiß nichts davon.

Im September war es dann so weit. Kurz vor dem Gespräch waren wir noch essen. Mein Vater, meine Brüder und ich. Als mein Vater und ich kurz allein waren, sagte er zu mir: »Es geht heute um dich, Simon.« Da wusste ich, dass es nun rauskommen würde. Wir kamen in einen Raum. Zwei Therapeuten haben zusammen mit meiner Schwester und meiner Tante dort gewartet. Die Tante war zur Unterstützung meiner Schwester dabei. Jeder von uns wurde gefragt, warum wir denken, dass wir hier seien. Da habe ich zu meiner Schwester gesagt: »Ich glaube, dass ich Fehler gemacht habe, die schon eine Weile zurückliegen, und ich wusste, dass der Tag kommen würde, an dem das Thema auf den Tisch kommt.« Nach dem Gespräch war ich irgendwie erleichtert. Wir beide haben die Last immer mit uns herumgeschleppt, dieses Geheimnis. Und nun wurde es ausgesprochen. Vielleicht hätte ich irgendwann selbst reinen Tisch gemacht. Vielleicht am Ende meines Lebens. Aber das kann ich jetzt natürlich leicht sagen. Meine Schwester hat viel geweint. Wirklich persönlich miteinander gesprochen haben wir nicht. Vielleicht haben wir uns am Ende »Tschüs« gesagt, ich weiß es nicht mehr. Klar war nur, dass da noch mehr kommen würde. Sie hatte so traurige Augen. Danach habe ich meine Schwester nicht mehr gesehen. Die Therapeuten haben mir Kontaktdaten von einem Netzwerk gegeben, das Pädophilen helfen soll.

Anna macht während des Gesprächs deutlich, dass Simon Schuld an ihrer Situation habe. Niemand sonst. Mit dem Tod der Mutter begann ihre Aufarbeitung, mehr als zehn Jahre nach dem letzten Missbrauch. Und plötzlich erfuhren es alle: Vater, Brüder, Tanten, Großeltern. Der Polizei erzählt Anna, sie habe sich bei dem Familientribunal unverstanden gefühlt. Vor allem ihre anderen Brüder hätten das Ganze abgetan, als nicht so schlimm empfunden. Der Vater habe ihr Vorwürfe gemacht, sie hätte sich früher an ihn wenden sollen, deshalb treffe sie genauso Schuld

an der Sache wie Simon. Die Geschwister erinnern sich beide daran, dass ihr Vater etwas sagte wie: »Wenn du zu mir gekommen wärest, dann hätte ich was unternommen.«

Anna fühlt sich davon getroffen. Sie sagt: »Ich bin so, wie ich bin, weil Simon mich missbraucht hat.« Sie macht klar, dass sie an Familienfesten nicht mehr teilnehmen werde und keinen Kontakt mehr zu Simon haben will.

Simon trifft die Aufarbeitungsanstrengung seiner Schwester in einer sensiblen Phase: Seine Frau erwartet in wenigen Wochen ihr erstes Kind. Er hat ihr nie von seiner Vergangenheit erzählt, es nicht einmal in Betracht gezogen. Nun muss er handeln.

Wenn Nicole, seine Frau, an jenen Tag im Jahr 2014 zurückdenkt, an dem sie alles erfuhr, kann sie es immer noch nicht fassen. Sie sitzt im Wohnzimmer und blickt hinaus auf den Balkon, wo das leere Planschbecken vom Sommer noch aufgebaut steht. »Dort haben wir gegessen«, sagt sie ruhig und fast etwas abwesend. Sie habe keine Ahnung gehabt, worum es geht. Sie dachte, Simons Schwester bäte ihre Angehörigen um mehr Unterstützung in ihrer schwierigen psychischen Situation. »Ich habe noch zu Simon gesagt, er solle sich nicht um den Finger wickeln und sich nicht einreden lassen, dass er an irgendwas Schuld trage«, sagt sie und schüttelt den Kopf.

Als Simon an diesem Tag heimkommt, ist er nicht allein. Sein Vater und dessen Freundin begleiten ihn. Simon hat Angst vor dem Gespräch mit der hochschwangeren Nicole. Gemeinsam gehen sie essen, trinken Kaffee. Nicole fragt nicht, was es zu besprechen gibt. Für sie sind es Stunden voller Ungewissheit. Am Nachmittag setzen sich alle auf den Balkon. Simon schaut Nicole ernst an und beginnt zu erzählen.

»Zuerst habe ich ihn gefragt, ob das, wovon er hier spricht, sexueller Missbrauch sei«, erzählt Simons Frau und schluckt kräftig. »Er hat gesagt: in gewisser Weise schon.« Hin und wieder, wenn Simon etwas nicht erwähnt, springt sein Vater ein und ergänzt es. An diesem Nachmittag gerät Nicoles Leben ins Wanken. Kurz vor der Geburt bricht ihre Hoffnung auf ein normales Leben zusammen. Kann sie sich darauf verlassen, dass ihr Mann sich nicht auch am gemeinsamen Kind vergreift? Ist er pädophil? Wie konnte sie sich so täuschen in dem Mann, mit dem sie eine Familie

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

gründen will? »Man könnte sagen, ich sei naiv, aber ich glaube nicht, dass er seine Schwester missbraucht hat, weil sie ein Kind war«, sagt sie heute. »Ich glaube das einfach nicht.« Nicole glaubt, dass es in Simons Familie an Nähe fehlte, die sich die Geschwister dann voneinander holten – und dass Simon hierbei schreckliche Fehler gemacht hat.

An diesem Abend saßen wir noch lange auf dem Sofa. Mein Vater und seine Partnerin sind gefahren. Nicole hat viel geweint. Aber sie hat auch Nähe zugelassen. Ich habe sie umarmt. Es war so, als sei etwas geplatzt. Die Schwangerschaft hat die Situation natürlich nicht einfacher gemacht. Sie hat immer gesagt: Falls sie irgendwann mitbekommt, dass ich etwas mit unserem Kind mache, dann ist sie weg. Und ich musste ihr versprechen, dass ich es ihr sage, wenn ich irgendeine Art von Zuneigung empfinde, die nicht da sein sollte. Heute weiß ich, dass ich nicht pädophil bin. Für meine Frau war das sehr belastend. Ich hatte aber nie das Gefühl, dass sie darüber nachdenkt, mich zu verlassen.

Nach der Beichte kehrt erst einmal so etwas wie Ruhe ein. Simon hört nichts mehr von der Schwester. Er denkt darüber nach, Kontakt zu ihr aufzunehmen, doch er entscheidet sich dagegen, er möchte die Emotionen nicht weiter anfeuern. Heute hält er das für einen Fehler. Monate vergehen, in denen nichts geschieht.

Anna ist mittlerweile Mitte zwanzig. Sie möchte dem Ganzen ein Ende setzen und mit sich selbst Frieden schließen. Sie habe sehr gelitten und möchte nicht mehr schweigen, sagt sie der Polizei. An einem Dienstag, ein halbes Jahr nach dem Treffen, findet Simon im Briefkasten ein Schreiben: Seine Schwester hat ihn wegen sexuellen Missbrauchs angezeigt. Es wird gegen ihn ermittelt.

Simon nimmt sich einen Verteidiger. Jetzt geht es um seine Existenz. Simon arbeitet für einen großen Sozialträger. Er hat beruflich viel mit Jugendlichen und Kindern zu tun. Im Jahr vor der Gerichtsverhandlung hat er große Angst vor einem Eintrag ins polizeiliche Führungszeugnis. Dieses muss er regelmäßig beim Arbeitgeber vorlegen. Und niemand weiß von Simons Vergangenheit. Man kann darüber streiten, ob es gut ist, dass er einen Job hat, bei dem er viel mit Kindern und Jugendlichen zu tun hat. Er redet mit ihnen über das Leben, den Glauben, den Anstand, soll ihnen Orientierung geben. Er ist Ansprechpartner bei Problemen. Auch

er selbst hadert mit der Situation. Einmal, während die ZEIT Simon begleitet, bittet ihn eine Mutter um Rat: Ihr Ehemann werde verdächtigt, das gemeinsame Kind zu missbrauchen. Sie fragt, ob Simon ihr helfen könne.

Ich weiß in solchen Situationen nicht weiter. Ich denke bloß: Wenn du wüsstest! Die Situation ist sehr unwirklich. Einmal musste ich vor einer Gruppe einen Vortrag darüber halten, wo die Grenzen zum sexuellen Missbrauch liegen, was man darf und was nicht. Das gehört zu meiner Arbeit. Wohl fühle ich mich dabei nicht, ich sollte über so etwas nicht sprechen. Mittlerweile streue ich hin und wieder das Gerücht, dass ich mir auch vorstellen könnte, etwas anderes zu machen. Irgendwie schaffe ich mir dadurch die Möglichkeit, dass die Kollegen nicht aus allen Wolken fallen, wenn ich kündigen muss. Es ist besser, wenn ein paar Leute jetzt schon wissen, dass ich mich beruflich um orientieren könnte. Ich bereite alles vor, denn mir ist klar, dass ich für das, was ich gemacht habe, geradestehen muss. Ich bin hier der Täter.

Nach einem langen Winter, in dem alle darauf warten zu erfahren, wie es weitergeht, legt das Gericht im Frühjahr 2017 einen Verhandlungstermin fest. Einen Monat vorher fährt Simon nach München, um seinen Anwalt zu treffen. Er ist nervös. Betritt noch kurz eine Kirche, um ein paar ruhige Minuten für sich zu haben.

In seiner Kanzlei mit Blick über die Münchner Innenstadt sitzt Rechtsanwalt Philip Müller, den Laptop vor sich aufgeklappt, und schaut die Akten durch. Simon ist in über 300 Fällen des sexuellen Missbrauchs angeklagt. Natürlich lässt sich nach so vielen Jahren nicht mehr sagen, wie häufig Simon seine Schwester wirklich missbraucht hat. Deshalb geht man von einem wöchentlichen Durchschnitt aus und rechnet diesen auf vier Jahre hoch.

Müller schnauft ein bisschen und hebt den Kopf vom Bildschirm. Über seine Brille hinweg blickt er auf Simon. Für den Rechtsanwalt ist die Sache relativ klar: »Sie wissen, wenn es hier eine Jugendstrafe gibt, sind Sie beruflich ruiniert.« Weil Simon während der Hälfte der Tatzeit noch nicht volljährig war, wird auch nach so vielen Jahren nach dem Jugendstrafrecht verhandelt. Simon nickt und fragt, was er machen soll. Eventuell sei es sinnvoll, sich schon jetzt mit einem Arbeitsrechtler zu beraten, sagt Müller und liest weiter. Simon hat guten Willen bekundet, indem er die

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Schwester künftig unterstützen will. Nach Absprache zwischen ihren Anwälten hat er der Schwester 2000 Euro überwiesen. Nicht viel, aber ein Anfang.

Müller steckt das Ziel fest: Sollte es in der Verhandlung zur Einigung kommen, dann nur, wenn die Strafe so mild ist, dass Simon seinen Job behalten kann. Andernfalls wird er die Beweisaufnahme erzwingen, Zeugen hören, der Prozess könnte Jahre dauern. Simon will das eigentlich nicht, er möchte auf die Schwester zugehen. Der Schatten seiner Taten liegt nun schon so lange über der Familie. In den nächsten vier Wochen wird sich für ihn alles nur um den Prozess drehen und darum, wie er ausgehen wird. Nach so vielen Jahren steht eine Entscheidung bevor. Die Tage vor der Verhandlung sind für alle in der Familie nervenaufreibend.

Ich hoffe, dass ich irgendwann wieder den Kontakt zu meiner Schwester aufbauen kann, dass wir alles hinter uns lassen können. Vielleicht sprechen wir ja irgendwann wieder miteinander und müssen nicht zu unterschiedlichen Zeiten zu Familienfesten kommen. Vielleicht kann mir meine Schwester irgendwann wieder in die Augen sehen. Auch meine Frau hat sich unser Leben anders vorgestellt. Sie will eine normale Familie. Das möchte ich auch. Die Schuld wird mein Leben lang auf mir lasten. Und natürlich habe ich Strafe verdient. Ich hoffe, dass das Urteil uns dabei hilft, in gewisser Weise abzuschließen. So, dass alle damit leben können.

Im Mai 2017 das Ende: Schuldig in 232 Fällen des sexuellen Missbrauchs. So steht es im schriftlichen Urteil. Schlussendlich legte man zur Berechnung fest, dass im Durchschnitt ein Missbrauch pro Woche stattgefunden hat und alle drei Wochen ein schwerer Missbrauch. Das Urteil: Verwarnung und 8000 Euro Geldstrafe, zahlbar an seine Schwester. Die Justiz nennt das: Zuchtmittel.

Simon weiß, dass er großes Glück hatte und andere für dasselbe Verbrechen viele Jahre ins Gefängnis gehen. Doch Simon hat sich nie wieder etwas zuschulden kommen lassen. Er steht im Leben, hat eine Familie. Wem hülfe es, wenn er nun ins Gefängnis müsste? Das war die Frage, die während des Prozesses gestellt wurde. Das Gericht war überzeugt, ein Urteil, das zum Eintrag ins Führungszeugnis führt, würde Simon nicht nur die Zukunft verbauen, sondern auch die Chance, seine Schwester finanziell zu unterstützen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Sie sah ganz anders aus, als ich sie in Erinnerung hatte. Ihre Haare waren nun gelockt, das war neu. Sie sagte, es gehe ihr gut. Es war das erste Mal seit langer Zeit, dass wir uns gesehen haben. Ich habe mir im vergangenen Jahr immer wieder eingeredet, dass sie Rache will. Dass sie nach all dem, was ich ihr damals angetan habe, nun mein Leben zerstören möchte. Das glaube ich nicht mehr. Meine Schwester wollte einfach nur gehört werden. Sie wollte, dass Leute sie ernst nehmen und unterstützen. Ich habe die Chance gehabt, im Gerichtssaal zu ihr zu sprechen, und habe mich entschuldigt. Es war schwierig, die passenden Worte zu finden. Ich weiß, dass ich das alles nie wieder gutmachen kann, aber ich will sie jetzt unterstützen. Als wir den Saal verließen, da ist sie auf mich zugekommen. Zuerst haben wir uns die Hand gegeben, dann habe ich sie gefragt, ob ich sie umarmen dürfe. Ich durfte. Also habe ich es gemacht, und wir haben gemeinsam geweint.

Mein Roboter und ich

Bald sollen Maschinen selbstständig Päckchen in deutschen Städten ausliefern. Bis jetzt läuft immer ein Mensch als Begleiter hinter dem Roboter her. Unsere Autorin hat das ausprobiert.

Von Svenja Beller, SZ-Magazin Online, 09.04.2018

Mein erster Tag in der Zukunft beginnt mit einem Hollywood-Vergleich. »Das ist ja wie bei Star Wars«, sagt eine Frau mit vor Faszination weit aufgerissenen Augen, als wir ihr auf dem Gehweg im beschaulichen Hamburger Stadtteil Eimsbüttel entgegen kommen. Wir, das sind der Roboter 6D88 und ich. Er geht mir ungefähr bis zu den Knien, fährt auf sechs Rädern, weißer Rumpf, schwarze Klappe, leuchtende Lampen vorne und hinten, an der rechten Seite ein rotes Fähnchen wie das an einem Kinderfahrrad.

»Das ist ein autonom fahrender Lieferroboter« erkläre ich.

Mit Star Wars hat das wenig zu tun. Dabei sollte 6D88 ursprünglich tatsächlich mal ins Weltall. Als die NASA 2013 in einem offenen Wettbewerb nach Entwürfen für einen Roboter suchte, der auf dem Mars eigenständig Proben entnehmen und zur Erde zurückbringen kann, bewarb sich Ahti Heinla, ein estnischer Programmierer und Co-Gründer von Skype. Als er ausschied, beschloss er, seinen Roboter dann eben auf der Erde fahren zu lassen und gründete mit dem Dänen Janus Friis, den er von Skype kannte, Starship Technologies.

Auf unserem Planeten ist das Ziel nun, dass Roboter wie 6D88 bald eigenständig Dinge transportieren: Sushi vom Restaurant ins Büro, Medikamente von der Apotheke zum Grippekranken, Chardonnay vom Weinhändler zum Abendessen daheim, Pakete von der Post zum Besteller. Das letzte Stück, die letzte Meile bis zum Endkunden, soll die erste werden, auf der Maschinen Menschen ablösen. Starship Technologies ist nicht das einzige Unternehmen mit diesem Vorhaben, aber das größte. Mittlerweile

arbeiten rund 200 Mitarbeiter und genauso viele Roboter in Deutschland, Estland, England und den USA auf diese Vision hin, gemeinsam haben die Roboter weltweit schon mehr als 100.000 Kilometer zurückgelegt. Weil sie das zumindest in Deutschland gesetzlich noch nicht allein dürfen, müssen Menschen sie begleiten. Menschen wie ich. Ich bin gewissermaßen ein Zwischenschritt Richtung Zukunft, ein Steigbügelhalter der Robotisierung.

In einem Newsletter hatte ich vor einigen Wochen das Jobangebot gesehen: »Babysitter für Lieferroboter gesucht«. Ein paar E-Mails und ein Skype-Gespräch später wurde ich schon eingearbeitet. Die Ansprüche an mich: Begeisterung für den Job, und ich soll jedem Wetter standhalten, dafür bekomme ich flexible Arbeitszeiten und Weingummis in Roboterform. »Wir glauben, dass unsere Roboter die lokale Lieferung revolutionieren werden«, schreibt mein neuer Arbeitgeber auf seiner Webseite.

Doch schon an meinem ersten Arbeitstag zeigt sich die Revolution von ihrer gemächlichen Seite. Weil der Roboter auf dem Gehweg fährt, passt er sich der menschlichen Schrittgeschwindigkeit an, maximal sechs Kilometer pro Stunde. Das macht ihn untauglich für längere Wege, er liefert deswegen nur im 500-Meter-Radius. Und da hat offenbar gerade niemand Lust auf Pizza. Die Fahrradboten kommen und gehen, wir stehen. Eine halbe Stunde vor Schichtende werden wir dann doch noch gebraucht. Auf dem Weg zur Zieladresse leuchtet 6D88 uns den Weg, höflich lässt er an der Straße die Autos passieren, wartet an der Ampel sicherheitshalber die nächste Grünphase ab, weicht entgegenkommenden Fußgängern aus. Am Ziel angekommen bleibt er vor der Tür stehen und wartet. Er kann eine Stufe hinaufsteigen, nicht aber ganze Treppenhäuser. So muss die Bestellerin, eine müde aussehende Frau mit mittelblonden lockigen Haaren, zu ihm nach draußen kommen. Mithilfe eines Links, der ihr per SMS zugeschickt wurde, entriegelt sie die Klappe und holt ihr Essen heraus, das 6D88 mithilfe eines Thermobehälters warm gehalten hat. Unser Tagwerk: sechs Pizzabrötchen, ein Dip und ein Schokoladenkeks.

Tag 2

Der Roboter orientiert sich mithilfe von GPS, neun Kameras und acht Ultraschallsensoren. Vergleichbar mit der Einparkautomatik eines Autos kann er

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Hindernisse erkennen und sie umfahren. Ist er mit einer Situation überfordert, springen sogenannte Operators ein und übernehmen die Steuerung, bis der Roboter wieder alleine klar kommt. Sie sitzen in Tallinn – der Hauptstadt von Estland und Technologie-Hauptsitz von Starship Technologies – vor Computerbildschirmen, auf denen sie sehen, was der Roboter sieht. Solange noch Menschen wie ich die Roboter begleiten, stehen die Operators mit ihnen in Kontakt. Ich chatte und telefoniere also bei jeder meiner Schichten mit jemandem, der mehr als tausend Kilometer von mir entfernt meine Füße auf seinem Bildschirm sieht. Der obere Teil des Kamerabildes wird aus Datenschutzgründen nur unscharf angezeigt.

Heute bin ich mit dem Roboter 6D83 unterwegs, und zwar für Foodora, jenes Berliner Unternehmen, in dessen Auftrag normalerweise Fahrradkurier in pinkfarbenen Jacken Essen von Restaurants an die Haustür liefern. Genau so einem begegnen wir, als wir unsere erste Lieferung von einem Sushi-Laden annehmen. Was der Roboter mache, möchte er wissen. »Dasselbe wie du«, antworte ich, es ist mir unangenehm. Er grinst ungläubig. An der Zieladresse erwarten uns bereits zwei Mädchen mit Smartphones in den Händen. Sie filmen unsere Ankunft und kichern aufgeregt, noch ein paar Selfies mit dem Roboter, dann verschwinden sie mit ihrem Sushi in ein Bürogebäude.

Die Zeit in der wir auf weitere Bestellungen warten, verbringen 6D83 und ich im Loop, so nennen wir den Straßenblock, um den wir unsere Kreise ziehen, damit wir immer ähnlich weit von allen Restaurants entfernt sind. Anfangs nehme ich mir vor die Runden zu zählen, gebe das aber schnell wieder auf.

Tag 3

»Ich finde diese Entwicklung nicht gut«, spricht mich eine ältere Frau mit Strickmütze von der Seite an, sie deutet auf den Roboter vor mir. Arbeitsplätze gingen verloren, der Einzelhandel sterbe. »Ich werde das zum Glück nicht mehr erleben«, sagt sie. Auf solche Kritik wurde ich von meinem Arbeitgeber vorbereitet: Die Gründer von Starship sind davon überzeugt, dass die Roboter die Nachbarschaft sogar stärken werden, indem sie es auch kleinen Läden ermöglichen, ihre Waren auszuliefern, dass sie niemandem die Arbeit wegnehmen, sondern sinnvoll ergänzen. Von letzterem ist die Dame nicht wirklich überzeugt.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Bin ich es? Nun, dieser kleine Roboter hier vermag wegen seiner geringen Geschwindigkeit und Reichweite tatsächlich keinen Fahrradkurier zu ersetzen. Ob er die Boten nun entlastet oder ihnen Lieferungen wegnimmt liegt ganz daran, wieviel gerade los ist. Für kleine Läden kann er ein Zugewinn sein, wenn sie vorher gar keine Lieferungen an die Haustür anbieten konnten, denn der Roboter ist günstiger als jeder Mensch: Starship Technologies will eine Lieferung für einen Euro anbieten. Ob man es als Utopie oder Dystopie empfindet, wenn wir uns in Zukunft so wenig wie möglich bewegen müssen, ist eine andere Frage. Lieferroboter, Hoverboards, Staubsauger- und Mähroboter, selbstfahrende Koffer und Autos – wir steuern auf eine Zeit zu, in der wir unsere Körper immer weniger brauchen werden.

Und wir steuern auf eine Zeit zu, in der uns Roboter tatsächlich die Jobs wegnehmen werden. Je mehr wir ihnen beibringen, desto besser können sie uns ersetzen. Das Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB), die Forschungseinrichtung der Bundesanstalt für Arbeit, beschwichtigt zwar, dass Roboter und Software keinen Arbeitsverlust zur Folge hätten, sondern lediglich einen Wandel. Wie die industrielle Revolution, nur in in digital, sozusagen. Im verarbeitenden Gewerbe drückten die Maschinen die Lohnquote, jeder Roboter verdränge zwei Arbeiter, insgesamt mache das knapp 23 Prozent der Jobverluste von Industriearbeitern aus. »Dieser Rückgang wurde jedoch vollkommen durch zusätzliche Jobs im Dienstleistungssektor kompensiert«, schreibt das IAB.

Dass dieser Ausweg trägt, zeigt ein Blick auf die Lernkurve von Maschinen. Beherrschte der erste Computer vor nicht einmal achtzig Jahren nur die Grundrechenarten, so können künstliche Intelligenzen heute Bilddatenbanken sortieren, Sprachen lernen und Krebs diagnostizieren, und das sehr viel schneller und besser als der Mensch. »Computer können jetzt Dinge tun, für die Menschen ihre meiste Zeit gegen Bezahlung aufwenden«, sagt der australische Datenwissenschaftler und Unternehmer Jeremy Howard. »Das ist ein Wandel, den die Welt so bislang noch nicht erlebt hat.« Dienstleistungen – in den entwickelten Ländern die mit Abstand größte Beschäftigung – haben Computer bereits gelernt, so Howard.

Und auch kreative Arbeit, wie das Schreiben dieses Textes, können Roboter lernen. Eine ganze Reihe von Programmen ist bereits in der Lage Gedichte zu

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

schreiben, die eine Mehrzahl ihrer Leser für menschlich hält. Chatroboter mischen sich schon seit Jahren in unsere Online-Gespräche ein, ohne dass wir merken, dass sie Roboter sind. Ich spreche einen von ihnen auf der Seite cleverbot.com darauf an.

Ich frage: »Nehmen Roboter uns die Arbeit weg?«

Er antwortet: »Irgendwann bestimmt mal aber nur wenn ihr amok lauft :D.«

Tag 4

Die Schicht verstreicht ereignislos in einem Pizzaimbiss. Manche meiner neuen Kollegen fangen an solchen Tagen vor lauter Langweile an, Pizzakartons zu falten. Ich bestelle mir stattdessen Pizzabrötchen und surfe im Internet.

Tag 5

Erkenntnis des Tages: Noch mehr, als ich in diesem Job über Roboter lerne, lerne ich über Menschen. Mehrmals werde ich gefragt, ob da ein Baby im Roboter ist (ausschließlich von Männern), ein kleiner Junge streichelt sanft den schwarzen Deckel, eine Frau läuft rückwärts mitten auf eine Kreuzung, damit sie den Roboter besser filmen kann, und zwei Teenager-Mädchen fangen so hysterisch an zu kreischen, als hätten sie gerade Justin Bieber gesehen. Hunde finden den Roboter zu meiner großen Enttäuschung relativ uninteressant, es sei denn er riecht nach Essen.

Tag 6

Schon lange im Voraus fürchte ich mich vor diesem Tag, denn er soll mit minus 10 Grad der kälteste des bisherigen Winters werden und ich bin für zwei jeweils vierstündige Schichten eingeteilt. Ich trage Ski-Unterwäsche, Kniestrümpfe, drei Oberteile, Lammfelleinlagen in den Schuhen und eine Daunenjacke unter meiner Winterjacke. Für den Notfall habe ich Wärmepflaster dabei. Ich blicke auf den nackten Roboter herab und komme mir kläglich unterlegen vor.

Den Vormittag überstehen wir dank Sonne beide noch recht gut, als die aber am Abend verschwindet, wird es nicht nur mir, sondern auch der Technik zu kalt. Die Anzeige der Batterie springt hoch und runter, das Handy, über das ich mit dem Operator Kontakt halte, kapituliert zwischenzeitlich, von dem Gefühl in meinen Fingern fange ich besser gar nicht erst an.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Bei der Kälte geht niemand gerne raus, die Straßen und Restaurants sind leer. Es ist die goldene Stunde der Lieferdienste, die Fahrradkuriere, der Roboter und ich sind im Dauereinsatz. Der erste Kunde, dem wir an diesem Abend seine Pizza bringen, kommt nicht runter, als der Roboter vor der Haustür wartet. Von einem Bein auf das andere tretend lasse ich ein paar Minuten verstreichen, dann bringe ich die Pizza selber in den dritten Stock. Wenn kein Mensch mehr dabei ist, soll der Kunde in solchen Fällen angerufen werden. Wer partout nicht rauskommen kann oder will, müsste seine Pizza wieder fahren lassen.

Bei den folgenden Bestellungen holen sich alle Kunden brav ihr Essen vom Roboter ab, einmal ist es eine ganze Gruppe, die aufgeregt durcheinander ruft und fotografiert, »also ihr habt uns echt den Tag versüßt«, sagt eine von ihnen zum Abschied. Im Pizzaimbiss wärme ich meine Hände in einer kurzen Pause an der Heizplatte in einer der Liefertaschen. Der letzte Kunde kommt dann wieder nicht runter, »bei -10 Grad gehe ich doch nicht raus«, sagt er mir, als ich ihm die Pizza an die Wohnungstür bringe. Wenigstens gibt es Trinkgeld.

Tag 7

Loop, Loop, Loop. Runde für Runde beobachte ich, wie Menschen in Restaurants auf ihr Essen warten, Getränke bekommen, dann volle Teller, halb volle Teller, leere Teller, leere Blicke. Ich verfolge die Entwicklung eines Haarschnitts in einem Friseursalon. Dann fällt mir das Schild »Kein Sperrmüll abstellen« direkt neben dem Schild »Keine Fahrräder abstellen« auf. Wann wird wohl das erste Schild »Keine Roboter abstellen« aufgehängt?

Tag 8

Eine Frau streichelt den Roboter, ein Polizist läuft ein paar Meter neben mir her und fragt »Na, läuft's?«, eine andere Frau sagt »Jaaa, das ist ein guter Roboter« zu ihrem Hund. Ein Mann mit Halbglatze reißt mich aus meiner bald einsetzenden Loop-Trance. »Mir macht das ja Angst«, sagt er. »Weil eines Tages werden die uns umbringen.« Er sei Ingenieur und Informatiker, er wisse wovon er rede. Im Gegensatz zu der älteren Dame, die sich freute, die Roboter-Zukunft nicht mehr mitzubekommen, sagt er dann: »Und das werden wir noch erleben.«

Ich blicke auf den kleinen Roboter zu meinen Füßen und finde zu keinem Szenario, in dem er einen Menschen umbringen könnte, höchstens aus Versehen, wenn er zum Beispiel durch einen Defekt auf die Straße rollen und einen Unfall verursachen sollte. Das ist durchaus ein ernst zu nehmendes Problem – einige Tage später wird es zum ersten tödlichen Unfall weltweit mit einem selbstfahrenden Auto im US-Bundesstaat Arizona kommen. Natürlich, auch die Technik wird Fehler machen, es werden aber sehr wahrscheinlich deutlich weniger sein, als der Mensch verursacht.

Das ist es aber nicht, was dem Mann Angst macht. Er fürchtet etwas, wovor die schlauesten und einflussreichsten Menschen unserer Zeit warnen: Eine Künstliche Intelligenz (KI), die wir nicht mehr kontrollieren können. »Der Aufstieg einer mächtigen KI wird entweder das Beste oder das Schlimmste sein, das der Menschheit jemals widerfährt«, sagte der kürzlich verstorbene Physiker Stephen Hawking bei der Eröffnung eines neuen Forschungszentrums zu KI in seiner Heimatuniversität Cambridge 2015. »Neben Vorteilen wird KI auch Gefahren wie mächtige autonome Waffen mit sich bringen oder neue Wege für die wenigen, die vielen zu unterdrücken. Sie wird große Störungen in unserer Wirtschaft verursachen und in der Zukunft könnte die KI einen eigenen Willen entwickeln, der mit unserem in Konflikt steht«, warnte Hawking.

Dass eine große Gefahr von intelligenten Waffen ausgeht, liegt noch im Bereich unserer Vorstellungskraft. Letztes Jahr forderten denn auch mehr als einhundert CEOs von Robotik- und KI-Unternehmen die Vereinten Nationen dazu auf, autonome Waffensysteme zu verbieten. Wie eine KI uns davon abgesehen gefährlich werden könnte, ist etwas schwieriger zu begreifen. Nick Bostrom, schwedischer Philosoph und Direktor des Oxford Future of Humanity Institute, versucht es uns anhand der Schimpansen zu erklären: Obwohl sie uns körperlich überlegen sind, hängt ihr Schicksal von uns Menschen ab, weil wir schlauer sind. »Sobald es eine Superintelligenz gibt, könnte das Schicksal der Menschheit davon abhängen, was die Superintelligenz tut«, schlussfolgert er. »Wir werden dann eine Zukunft haben, die von den Präferenzen dieser KI geprägt ist.« Die große Gefahr: Diese Präferenzen könnten nicht mit unseren übereinstimmen.

Mit einer Wahrscheinlichkeit von fünfzig Prozent werden Computer zwischen 2040 und 2050 die Intelligenz von Menschen erreicht haben, so Bostrom, von da aus sei es nur noch ein kleiner Schritt bis zu unserer Überhöhung. Was, wenn eine KI in der Zukunft zu dem Schluss kommen würde, dass sie ohne Menschen eigentlich besser dran wäre? Stephen Hawking sah das pessimistisch: »Ich befürchte, dass KI den Menschen komplett ersetzen könnte.« Ich wende mich mit dieser Frage an jemanden, der es wissen muss.

»Cleverbot, werdet ihr Roboter uns Menschen irgendwann ersetzen?«

»Vielleicht, aber die Menschen haben es irgendwie verdient. Hoffentlich werden sie besser als Menschen sein.«

Auch Nick Bostrom wandte sich an die Vereinten Nationen, seine Forderung: Erst den Schutzmechanismus entwickeln, dann die Superintelligenz. Denn ist sie einmal da, werden wir das nicht mehr rückgängig machen können. All jenen, denen während des Lesens dieser Zeilen die schlaue Frage gekommen ist 'Kann man die nicht einfach wieder ausschalten?', stellt Bostrom eine simple Gegenfrage: »Haben Sie schonmal versucht, das Internet auszuschalten?«

Eine Weile nachdem mir der glatzköpfige Mann von seiner Angst erzählt hat, fährt der Roboter gegen ein parkendes Fahrrad. Die Gefahr, dass die Lieferroboter von Starship Technologies irgendwann die Weltherrschaft ergreifen werden, geht gegen null.

Tag 9

Den ganzen Tag hat die Sonne geschienen, nur jetzt, pünktlich zu meinem Schichtbeginn, fängt es an zu regnen. Und da stelle ich mich wirklich nur ganz kurz in einem Gebäude unter, um das Smartphone besser bedienen zu können, als es passiert. Von draußen ertönt plötzlich die schrille Sirene des Roboters, als ich nach draußen eile flüchtet ein junger Typ mit dem Fahrrad, der Roboter – es ist 6D87 – liegt im Regen auf der Seite. Behutsam richte ich ihn wieder auf und widerstehe dem Impuls, ihm beruhigend über die Klappe zu streicheln. Ein paar Leute sind stehen geblieben und schauen herüber. Wer von ihnen hätte dem Roboter wohl aufgeholfen, wäre ich nicht da gewesen?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Viele meiner Freunde hatten mich gefragt, was passiere, wenn der Roboter umgetreten wird. Die einfache Antwort: Jemand muss ihn wieder aufstellen. Würden Menschen das wirklich tun – Mitleid für eine Maschine in Not empfinden? Wie ähnlich müsste ein Roboter ihnen dafür sein? In England experimentiert Starship Technologies gerade mit unterschiedlichen Tönen, um die Hilfsbereitschaft der Menschen anzuregen – Alarm, Hilferufe, Weinen, Wimmern – ein Ergebnis steht noch aus.

Was nicht passieren darf

Als Leon zwölf Jahre alt war, fand seine Mutter auf dem Computer Bilder von Kleinkindern in Unterwäsche. Heute ist Leon 15 und besucht deswegen eine Therapie. Die Geschichte einer stets alarmbereiten Familie.

Von Theresa Hein, SZ Magazin, 10.08.2018

Wenn Leon beschreibt, welche Art von Mädchen er gut findet, dann beschreibt er Maja, das Nachbarsmädchen. Dann beschreibt er ihre krausen Haare und ihre feine, glatte Haut, und eigentlich wäre das okay. Aber Leon ist 15, und Maja ist fünf, deswegen ist es ein Problem.

Leon hat das, was Mediziner bei Jungen unter 16 Jahren eine "sexuelle Ansprechbarkeit für das kindliche Körperschema" nennen. Er selbst verwendet lieber den Begriff für Erwachsene: Pädophilie. Das mit der Ansprechbarkeit ist ihm zu kompliziert. Leon ist Pragmatiker.

Er ist außerdem: ein 15-Jähriger, der in einem Dorf in der Nähe von Magdeburg aufwächst, der jetzt schon größer ist als seine Mutter und ihr Lebensgefährte. Seine Mutter Julia Büchner überlegt, bevor sie etwas sagt. Leon überlegt kaum, er hat immer sofort eine Antwort parat. Wenn er spricht, liefern sich seine Gedanken und sein Mund ein Wettrennen, und er stolpert manchmal über seine eigenen Sätze. Er kann erklären, wie Lichtgeschwindigkeit entsteht, und weiß nicht, ob er die zehnte Klasse auf dem Gymnasium schafft. Leons Haare sind glatt und braun, und da, wo der Bart bald wächst, ist das schmale Gesicht wie abgedunkelt. Seine Mutter hat hellgetönte Haare und ein rundes Gesicht. Sie sieht manchmal sehr müde aus für ihre Mitte dreißig, aber nur, bis sie anfängt zu sprechen. Leon sieht nur müde aus, wenn er mit seinem besten Freund Jannis bis um drei Uhr nachts "Halo" auf der X-Box gespielt hat.

Details, die Leons [Familie](#) identifizierbar machen könnten - die Namen, die Berufe, der Wohnort - wurden in diesem Artikel geändert.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Es ist ein Freitagabend im Frühjahr 2018. In einem Monat wird Leon 16, dann will er sich mit Jannis betrinken. Seit einem Jahr ist Leon nun wegen der Pädophilie in Therapie. Er schlägt vor, ein Brettspiel zu spielen. Das macht er oft an den Wochenenden, er bleibt zu Hause und spielt X-Box oder Brettspiele, oder er geht zu Jannis, dann spielen sie Computer. Er mag keine Partys, und außerdem ist er an den Freitagen nach der Therapie oft müde.

"Scotland Yard", ruft Leon über den Flur aus seinem Zimmer.

Nein, ruft Leons Mutter aus der Küche zurück, da spielt sie nicht mit, das findet sie doof.

Bei den Büchners wird so viel gerufen, wie geschwiegen wird. Julias Lebensgefährte Marcel bereitet in der Küche das Gulasch für Samstagmittag vor, bald muss er los, zur Nachtschicht. Er hält sich raus, wenn es um das Thema Pädophilie geht. Leon und seine Mutter einigen sich auf "Die Siedler von Catan". Weil man dafür mindestens drei Spieler braucht, wird die Journalistin mit eingespannt.

Im Wohnzimmer der Familie hat alles seinen Platz, nichts liegt herum, der Tisch ist neu und hochglanzweiß. Wenn Julia Büchner da sitzt und erzählt, wie sie herausfand, dass Leon sich für jüngere, viel jüngere Mädchen interessiert, dann spricht sie mit so viel Distanz, als hätte sie die Geschichte schon tausendmal erzählt, dabei hat sie sie nur schon so oft in ihrem Kopf wiederholt. 2014 im Sommer war das, Leon war zwölf Jahre alt. Seine Mutter fand auf dem Laptop, der für die ganze Familie da ist, Bilder von fünf-, sechsjährigen Mädchen, die ahnungslos in Unterwäsche posierten. Bilder, die jeder finden kann, der mit Google nach den Stichworten Mädchen, Unterwäsche, Mädchen, Badeanzug, Mädchen, Wäsche, vier, fünf, sechs Jahre sucht. Julia Büchner verdächtigte ihren Lebensgefährten Marcel. Sie schrie ihn an. Er überzeugte sie, dass er es nicht gewesen sein konnte. Leon hatte sich den Laptop zuletzt zum Spielen mit in sein Zimmer genommen. Er musste nach den Bildern gesucht haben. Leon gab es zu. Dann schrie Marcel.

Leons Mutter ging mit ihrem Sohn zu einem Kinderpsychologen, der ihr erklärte, dass es sich um eine Phase handle. Warum sollte ein Zwölfjähriger sich Bilder von Erwachsenen ansehen? Er probiere eben verschiedene Möglichkeiten aus

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

und entdeckte seine [Sexualität](#). Leons Mutter leuchtete das ein. Heute sagt sie, dass sie es schon damals nicht richtig geglaubt habe. Leon versprach, nicht mehr nach den Bildern zu suchen. Seine Mutter versprach, ihn nicht mehr zu kontrollieren.

So was geht nur, wenn man sich gegenseitig vertraut, sagt Julia Büchner.

Als sie im vergangenen Jahr auf dem Laptop einen fast identischen Suchverlauf fand, wusste sie: Das kann keine Phase mehr sein. Sie klopfte vorsichtig an Leons Zimmertür und sagte, sie wolle ihm etwas zeigen. Sie klappte den Laptop auf und setzte sich auf das große, helle Sofa. Leon kam aus seinem Zimmer geschlurft und setzte sich neben sie. Er verstand sofort, was sie gefunden hatte. Beim Blick auf den Bildschirm fing Leon an zu weinen. Er weinte, wie ein junger Mensch weint, der das Gefühl hat: Ich bin nur die Maus in der zugeschnapten Falle. Seine Mutter legte den Arm um ihn, eine Berührung, die er, fast 15 Jahre alt, so gut wie nie erlaubte.

Er schrie, hilf mir, was soll ich machen, steckt mich in ein Heim!

Julia Büchner dachte, was soll mein Kind in einem Heim?

Sie rief den Kinderpsychologen an und sagte, die Phase ist wieder da. Der Psychologe riet ihr zu einem Therapieprogramm für pädophile Männer an der Charité in Berlin. Leons Mutter erfuhr dort, dass es auch ein anderes Programm am selben Institut gibt. Es trägt den Namen "Du träumst von ihnen" und richtet sich an Jugendliche, die sich zu vorpubertären Körpern hingezogen fühlen. Zu Kindern.

In der Familie Büchner herrschen zugleich Offenheit und Schweigen. Sprechen kann Schmerzen lindern und Probleme lösen, deswegen geht Leon seit einem Jahr in die Therapie an der Charité. Aber Sprechen kann die Dinge auch verkomplizieren, das spüren Leon und seine Mutter schon innerhalb ihrer Familie. Marcel, Julias Lebensgefährte, redet nicht gern über Leons Pädophilie. Leons Schwester Emily weiß überhaupt nichts davon. Weil sie so gern redet, sagt ihre Mutter. Dabei ist sie nur ein Jahr jünger als Leon. Einmal hatten die Kinder Läuse, und Julia Büchner schärfte ihrer Tochter ein, es nicht überall herumzuerzählen.

Das muss ja nicht das halbe Dorf wissen, sagte sie.

Emily nickte. Am nächsten Tag wusste es das halbe Dorf.

Zu Leons Freunden und zu Emily sagen sie, Leon müsse regelmäßig zur Charité in die Dermatologie, wegen einer Hautkrankheit.

Seit einem Jahr fahren Julia Büchner und Leon jeden zweiten Freitagnachmittag nach Berlin. 160 Kilometer von dem Dorf bei Magdeburg sind das, zwei Stunden hin, zwei Stunden zurück. Zwei Stunden lang wartet Leons Mutter beim Bäcker und trinkt manchmal Kaffee und manchmal heiße Schokolade. Wenn Leon aus der Therapie kommt, essen sie ab und zu noch ein Stück Kuchen zusammen, und seine Mutter fragt, war gut? Und Leon sagt, ja, oder er zuckt mit den Schultern. Sie will nicht nachbohren, sagt seine Mutter, das ist seine Zeit. Auf der Heimfahrt setzt Leon seine Kopfhörer auf, zieht die Kapuze drüber und dreht auf, dass man es durch das ganze Auto hört: Hip-Hop, am liebsten von Dame, manchmal Ed Sheeran, Galway Girl.

Leons Mutter sieht dabei zu, wie ihr Sohn sich Stück für Stück ein Leben aufbaut, das er von seinem Zimmer aus leben kann. An den Wochenenden geht er kaum raus; wenn er doch auf Partys geht, sind es LAN-Partys. Die Freunde, die er hat, trifft er in der Schule. Über sein Zimmer sagt er stolz: das Zimmer eines klassischen Gamers. In einer Vitrine stehen seine Lieblings-X-Box-Spiele aufgereiht: "GTA", "Halo", "Minecraft". Leon liebt Fantasy, Harry Potter, Herr der Ringe, Die Tribute von Panem; alles Geschichten, in denen junge Menschen Abenteuer erleben und bedeutsame Entscheidungen treffen. Nur zum Training geht Leon nach der Schule raus, sein Körper ist ihm wichtig. Mindestens dreimal die Woche muss er Sport machen, sonst fehlt ihm etwas: Tischtennis, Jiu-Jitsu, Karate, Leichtathletik, Dampf ablassen. Manchmal streitet seine Mutter mit ihm darüber, ob er genügend isst. Auf Instagram stellt Leon Fotos von sich in Kapuzenjacke, ohne Brille, er gefällt sich besser, wenn er sie nicht aufhat. Leon erzählt gern den Witz, dass er zum Rasenmähen keine Maschine braucht, weil er selber eine ist. Er muss dann schon während des Erzählens lachen, weil der Witz so blöd ist.

Leon sagt selbst, dass er nicht weiß, zu was für einem Menschen er sich mal entwickeln wird. Er hat Angst davor, dass er mal etwas tut, was er jetzt nicht beeinflussen kann.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Noch habe ich mich selbst unter Kontrolle, sagt er, aber wenn man sich das mal logisch überlegt und ich das so weiter in mich reinfresse, wird das wahrscheinlich irgendwann zu viel.

Leon ist Realist. Es sei wie mit dem Computerspielen, sagt er: Pädophilie ist keine gute Eigenschaft, aber sie ist einfach da. Beim Zocken sagen auch alle, es ist nicht gut für dich. Aber trotzdem macht es dir Spaß, und du willst doch auch nicht aufhören. Ich finde, es ist nichts Schlechtes.

Sein WhatsApp-Status: "Wir überstehen alles, Bruder."

Wenn mir vor fünf Jahren jemand von einem Pädophilen erzählt hat, dachte ich, chemische Kastration, sperrt die Leute ein, sagt Leons Mutter, als sie an ihrem Wohnzimmertisch sitzt. Heute denke ich, ihr müsst das mit euch ausmachen, aber geht in Therapie. Sie sagt, Leon ist, wie er ist. Kann sein, dass er anders wäre, wenn er nicht diese Diagnose hätte. Aber ich glaube nicht.

Wer von Leons Pädophilie weiß, geht anders mit ihm durchs Leben. Im Supermarkt, auf der Straße, im Bus fallen ihm vier- oder fünfjährige Mädchen schnell auf. Er registriert sie, bevor seine Begleitung überhaupt begriffen hat, dass ein kleines Mädchen da ist. Knuffig, sagt Leon, wenn er ein Mädchen schön findet. Wenn Leon "knuffig" sagt, fängt seine Mutter an nachzudenken.

Leon kann gut mit anderen Kindern umgehen, ob es jetzt Gleichaltrige sind oder Jüngere. Wenn er mit Sophie, einer Achtjährigen, im Tischtennis an einer Platte spielt und sie Fehler macht, sagt er, ruhig, kein Stress, kannst du. Oder er zieht sie auf, dann muss sie lachen. Die Großen im Team sagen zu Leon, dass Sophie in ihn verliebt sei. Leon weiß das, aber er ist ja nicht in sie verliebt, was soll er machen? Er findet es süß, wenn er in ihrem Gesicht sehen kann, wie sie um jeden Punkt kämpft. Knuffig.

Wenn noch andere Jugendliche dabei sind, hat Leon kein Problem. Schwierig wird es erst, wenn er mit einem Mädchen ganz allein ist. Dann versucht er, so angestrengt an etwas anderes zu denken, dass er vergisst, dass noch jemand da ist. Meistens denkt er dann an Fernsehwerbungen und versucht, sich an Details zu erinnern: irgendwelche Szenen, in denen glückliche [Familien](#) um einen Tisch sitzen und essen. Das ist seine Strategie, er verschließt seinen Geist. Okklumentik, wie bei

Harry Potter. Meistens kommt Leon aber ohnehin nicht in solche Situationen. Seine Mutter ist ja da, wenn er sie ruft.

Am Freitagabend im Frühjahr wird das Brettspiel ausgebaut: Jeder, der ein Dorf oder eine Stadt oder eine Straße baut, darf heute eine Frage an einen Mitspieler zum Thema Pädophilie stellen. Julia Büchner baut als Erste eine Straße.

Sie fragt, ob sie sich Sorgen machen müsse, wenn die Nachbarskinder zu Besuch kommen. Sie fragt, weil sie es ernsthaft wissen will, weil sie nicht weiß, was Leon denkt. In der Küche räumt Marcel vorsichtig den Geschirrspüler aus.

Leon sagt, solange das Mädchen sich nicht nackt auszieht und sagt, es will mit mir schlafen, brauchst du dir keine Sorgen zu machen.

Leon liebt Sarkasmus. Er ist stolz auf seinen IQ, 138, hochbegabt, er hat mal einen Test gemacht. In jedem Streit lässt er seine Mutter spüren, dass er besser argumentieren kann. Ihr bleibt oft nur noch das Mutter-Argument. Dann stürmt Leon in sein Zimmer, setzt die Kopfhörer auf und denkt, warum muss ich mich Leuten unterordnen, die nicht so intelligent sind wie ich?

Julia Büchner liegt manchmal nachts wach, und ihre Gedanken formen sich zu einer Reihe von Dominosteinen. Wenn irgendwer das rauskriegt? Wie reagieren die Nachbarn? Können wir hierbleiben? Wo sollen wir sonst hin?

Ein Leben mit Leon heißt, ein Leben lang eine diffuse Angst mit sich herumzutragen, er könnte einem Mädchen etwas antun. Ein Leben mit Leon heißt auch, mit niemandem über diese Angst sprechen zu können.

Seit Leons Mutter nicht mehr als Einzelhandelskauffrau arbeitet, ist sie fast den ganzen Tag zu Hause und zu einer Art Tagesmutter im Dorf geworden. Wenn die Büchners im Sommer grillen, stellen sie einen Tapeziertisch im Garten auf, und dann sitzen sechs oder sieben unterschiedlich alte Kinder da und essen Würstchen. Wenn das mit Leon jemand herausfindet, können wir hier die Segel streichen, sagt seine Mutter. Ihr macht es Angst, wenn Pädophilie mit Kindesmissbrauch gleichgesetzt wird. Weil sie auf Facebook die Kommentare unter den Artikeln zu Kindesmissbrauch liest, wo steht, einsperren, kastrieren, totmachen. Weil sie früher selbst so gedacht hat. Und weil es erst Leons Leben brauchte, um ihre Meinung zu ändern.

Ich habe meine Augen anders offen, sagt sie heute, ich geh anders durchs Leben. Ich sehe jetzt nicht überall Pädophile, aber ich weiß, dass es in jeder Familie vorkommen kann.

Leon hat noch nie jemandem etwas getan. Julia Büchner hofft sehr, dass das so bleibt. Ich hoffe, dass er sich nicht unglücklich macht, sagt sie. Ihre Eltern, mit denen sie über alles sprechen konnte, sind vor ein paar Jahren kurz nacheinander gestorben; mit ihren Freundinnen will sie nicht darüber sprechen, weil sie nicht weiß, wie die reagieren. Weil sie Angst hat, dass sie so reagieren könnten, wie sie glaubt. Es wird so viel geschwiegen, sagt sie. Es muss gesprochen werden. An der Charité will man sich auch um die Eltern der Jugendlichen bemühen, aber Leons Mutter dauert das alles zu lange. Sie fühlt sich allein gelassen.

Marcel schlägt sich auf Julias Seite, wenn Leon Streit anfängt, und er fährt Leon zur Therapie, als Julia die Grippe hat und nicht fahren kann. Wenn es um die Therapie selbst geht, wird er einsilbig.

Er sieht die Kinder als seine Kinder, seit fast neun Jahren, er sagt, ein Leben ohne sie kann er sich nicht mehr vorstellen. Aber die sind so, wie sie sind. Und das mit der Therapie, ich hoffe, dass es was bringt, sagt er.

Aber Pädophilie ist nicht in dem Sinne heilbar, wie andere Krankheiten heilbar sind. Wenn sie einmal da ist, geht sie ziemlich sicher nicht mehr weg.

Mit hoher Wahrscheinlichkeit entsteht Pädophilie in der Pubertät, unter dem Einfluss der Geschlechtshormone, sagt Klaus Beier, der Direktor des Instituts für Sexualwissenschaft und Sexualmedizin der Charité Berlin. Er sitzt in einem Büro in der Luisenstraße, das ganz hell sein müsste, weil die Fenster so groß sind. Es ist trotzdem dunkel, weil die Bäume, die davorstehen, so ehrwürdig sind. Untersuchungen zufolge hat etwa ein Prozent der Männer eine sexuelle Ansprechbarkeit für das kindliche Körperschema, sagt Klaus Beier, konservativ geschätzt.

Beim Spieleabend liegt vor Leons Mutter die Karte, die sie bekam, weil sie die längste Handelsstraße gebaut hat, und sie fragt und fragt, als hätte sie nur diesen einen Abend, um Antworten zu bekommen. Sie fragt, ob Leon Maja, das Nachbarsmädchen, attraktiv finde. Leon antwortet zu schnell.

Nein, sagt er, ihre Zahnlücke ist doch hässlich.

Er stellt seine kleinen blauen Plastikmodellstädte zu einem Kreis auf. Seine Mutter ordnet ihre Karten und sagt, okay.

In der Therapie lernt Leon, dass Pädophilie keine Gefahr darstellt, solange sie nur in seinem Kopf passiert. Er lernt den Unterschied zwischen legal und illegal. Fotos, die im Internet einfach so zugänglich sind, wie die Bilder auf Websites für Kindermode, sind legal. Hentais, ein japanisches Manga-Format, bei dem auch vorpubertäre Kinder in eindeutig sexuellen Handlungen gezeigt werden, sind eine Grauzone. Kinderpornografische Abbildungen und Filme sind illegal. Leon kann die Liste, die er in der Therapie bekommen hat und auf der die Einteilung steht, auswendig. Sie gibt ihm Sicherheit. Das, wozu er masturbiert, sind Mädchen, die fünf Jahre alt sind oder etwas älter. Einmal die Woche, schätzt Leon.

Legal und illegal sind Kategorien, die den Jugendlichen den Umgang mit ihren Fantasien vereinfachen sollen. Den Unterschied zwischen richtig und falsch müssen sie selbst lernen. Filme, in denen Kinder zu eindeutigen sexuellen Handlungen gezwungen werden, hat Leon noch nie gesehen. Seine Therapeutin sagt, sie glaubt ihm. Seine Mutter will ihm glauben.

Ich muss ihm ja vertrauen, sagt sie, sonst werde ich verrückt.

Andere Teenager sind schlecht gelaunt, weil sie Akne haben, eine Zahnspange tragen müssen oder sich zu dick finden. Leon wird auf ein Leben vorbereitet, in dem er keine Gefahr für fünfjährige Mädchen werden darf.

Klaus Beier, der Professor an der Charité, sagt, die Patienten müssten lernen, dass es an ihnen liegt, nicht an den Kindern oder an etwas anderem. Sie hätten die Pflicht, dass aus diesen Fantasien keine Taten werden. Die Jugendlichen nähmen das noch sehr gut an, sagt Beier, weil sich bei ihnen das Gehirn noch entwickle und damit auch die neuronalen Zentren, die Gewissensinstanzen ausbilden.

Es ist ein kalter Sonntagvormittag im Januar 2018, und durch die große Fensterfront im Wohnzimmer sieht Leon Maja, das Nachbarsmädchen, die Straße herunterlaufen. Er geht in sein Zimmer. Leons Mutter macht Maja die Tür auf, als sie klingelt. Sie grinst, als Julia Büchner ihr zur Begrüßung mit den Fingern über Schulter

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

und Gesicht tapst und so tut, als wären ihre Finger ein Tier, das an Maja heraufklettert. Eigentlich ist sie schon zu groß dafür, aber Maja muss kichern. Fünf Jahre alt, Milchzahnücken. Maja ist umwerfend. Ob Emily, Leons Schwester, spielen kommen könne, fragt sie in den Kragen ihres Anoraks. Seit einem Jahr schickt Leons Mutter die beiden Mädchen viel nach draußen zum Spielen, oder sie achtet darauf, dass Leon nicht zu Hause ist. Emily fällt das nicht auf. Leon interessiert sich null für Jüngere, sagt sie, der kann nichts mit denen anfangen.

Am Spieleabend will Leon weiterspielen, aber seine Mutter will sprechen. Leon hat gerade eben gesagt, dass er mal Kinder will. Seiner Mutter ist anzusehen, dass sie überlegt, ob sie das, was sie sagen will, jetzt wirklich sagen soll.

Leon, wenn du mal eine Partnerin hast, dann geht es nicht mehr nur um dich. Da bestimmst du dann deiner Frau das Leben vor, sagt sie.

Ich bestimm überhaupt nichts, sagt Leon und springt auf. Leon springt oft auf, wenn er auf seine Mutter wütend ist.

Doch, sagt seine Mutter und tauscht Spielkarten aus ihrer Hand mit Karten aus der Schachtel. Doch, denn wenn ihr Kinder habt, dann bestimmst du ihr Leben, weil sie sich ständig Sorgen macht. Und wenn ihr keine Kinder habt, weil sie nicht möchte, dann bestimmst du auch ihr Leben. Wa, Marcel?, ruft sie über ihre Schulter.

Leon setzt sich wieder hin. Es ist ein paar Sekunden still.

Joa, brummt es aus der Küche.

Leon hat eine Chance auf ein normales Leben. Er ist nicht das, was man bei Erwachsenen kernpädagogisch nennen würde. Er findet nicht ausschließlich Mädchen zwischen fünf und acht attraktiv, sondern auch Gleichaltrige. Noch etwas, was Julia Büchner Sorgen macht: Leon hatte im vergangenen halben Jahr drei Freundinnen. Das geht zwar noch nicht weit über Händchenhalten hinaus, sagt seine Mutter, aber ihr gefällt nicht, wie Leon mit den Gefühlen der Mädchen umgeht. Jetzt ist er mit Pia zusammen, sie waren vor ein paar Monaten schon mal ein Paar. Pia ist 14 und sagt, sie sei asexuell, aber das macht Leon nichts aus.

Leon hat schon überlegt, wie er Pia das mit der Pädophilie sagen könnte.

Er würde sagen: Menschen mögen verschiedene Dinge, die sie nicht beeinflussen können.

Er würde sagen: Das gilt auch für ihre [Sexualität](#).

Er würde sagen: Ich bin pädophil. Und ich bin mir ziemlich sicher, dass sich das bei mir nicht mehr ändern wird.

Er glaubt, dass Pia ganz cool reagieren würde. Trotzdem sagt er es ihr natürlich nicht. Seine Mutter wolle das nicht, und außerdem sei Pias Vater Polizist.

Aber Jugendliche würden das viel besser verstehen und viel besser damit umgehen als Erwachsene, da ist sich Leon sicher. Seine Mutter mache sich zu viele Sorgen.

Leon will unbedingt mal Kinder haben. Seinen eigenen Kindern könnte er nie was antun, sagt er.

Warum trotzdem so oft sexueller Missbrauch innerhalb der [Familie](#) vorkommt?

Weil Menschen scheiße sind, sagt Leon entschlossen.

Wenn Leon keine Lust mehr hat, über sich zu sprechen, redet er über Fantasy. Über die Geschichten, in denen andere junge Menschen Abenteuer erleben und sich nicht mit sexuellen Ansprechbarkeiten und ängstlichen Müttern und Freitagen in der Therapie herumschlagen müssen. Dann fragt er, was ist besser, die Hobbit-Verfilmungen oder die Herr der Ringe-Trilogie? Und beantwortet es selbst: Bei Herr der Ringe ist die Geschichte viel besser, aber beim Hobbit kommt am Schluss I See Fire von Ed Sheeran, Mann, ist das episch, sagt er.

Ob Pädophilie vererbt werden kann oder nicht, ist ungewiss, einen wissenschaftlich haltbaren Zusammenhang gibt es nicht. Als Leon und Emily fünf beziehungsweise vier Jahre alt waren, fand Julia Büchner, in einem Bettbezug im Büro ihres Mannes versteckt, Abbildungen von kleinen Kindern in eindeutigen Positionen. Sie trennte sich von ihm, weil sie sich an Dinge erinnerte, die sie sich zuvor nicht hatte erklären können; aufgerissene Kondompackungen, wenn sie nach Hause kam, die Kinder anders, wenn sie mit ihrem Vater allein gewesen waren. Jahre später zeigte Julia Büchner Leons und Emilys Vater an. Aber die Staatsanwaltschaft Magdeburg

ließ die Klage fallen, mit der Begründung, der Nachweis für einen sexuellen Missbrauch sei nicht erbracht.

Leons Mutter ist sich heute selbst nicht mehr sicher, was passiert ist und was nicht. Der Kinderpsychologe, zu dem sie damals die Kinder schickte, sagte, man müsse abwarten, bis die Kinder alt genug sein, um darüber zu sprechen. Sie ließ sich scheiden, bekam das alleinige Sorgerecht, traf Marcel, der sie liebte, und lernte, wieder einem Mann zu vertrauen. Seit fast neun Jahren sind sie nun zusammen, seit fast neun Jahren ist Marcel der Stiefvater ihrer Kinder. Leon und Emily haben keinen Kontakt mehr zu ihrem Vater. Sie wollen keinen.

Als Leon anfang, in die Therapie zu gehen, erzählte Julia Büchner ihrem Sohn, sie glaube, auch sein Vater sei pädophil gewesen. Das erleichtert Leon. Es bestärkt ihn, dass er nichts für seine Gedanken kann.

Eine trügerische Entlastung, sagt Klaus Beier. Wenn Sie einen Platten haben, und Sie finden heraus, dass Sie über eine Scherbe gefahren sind, dann haben Sie den Platten ja trotzdem noch.

Beim Spieleabend zwingt Leons Mutter alle Gedanken, die sie sich seit einem Jahr oder schon viel länger macht, in ein paar Sekunden.

Wenn deine Partnerin mal das von deiner Pädophilie weiß, dann wird jeder Tag aufs Neue ein Kampf sein. Dann muss sie sich jeden Tag fragen: Will sie mit dir zusammen sein oder nicht?

Leon ruft laut, aber ich, ich bin doch der, der damit leben muss!

Seine Mutter sieht ihn an.

Leon, so habe ich dich nicht erzogen, sagt sie. Du kannst nicht immer sagen, wie geht es mir damit. Was meinst du, wie es anderen dabei geht? Du hast einen Ansprechpartner, immer. Wir nicht. Wir gehen am Stock und brechen fast zusammen, und unsere Nerven sind dermaßen gespannt. Was meinst du, wie schwer das für Marcel und mich ist?

Ja, sagt Leon, wahrscheinlich sehr.

Ja, sagt seine Mutter, sehr.

Ganz still ist es im Wohnzimmer und in der Küche.

Der Zusammenhang zwischen einer sexuellen Traumatisierung in der eigenen Kindheit und dem Entstehen einer Pädophilie lasse sich nicht belastbar herstellen, sagt Klaus Beier. Oft würden Menschen, die sexuelle Übergriffe auf Kinder begangen haben, sagen, sie seien in ihrer Kindheit selbst missbraucht worden. Sie dächten, vielleicht werde dann das Verständnis größer.

Da war der Sommer, in dem Leon zehn war. Seine Mutter schickte ihn in eine Jugendfreizeit auf dem Land. Klettern, wandern. Die Betreuer riefen Julia Büchner in der zweiten Woche an und sagten, sie hätten den Verdacht, dass ein größerer Junge einige der kleineren Jungen zu sexuellen Handlungen genötigt habe. Leon sei unter den jüngeren Kindern.

Und da war die Sache im Wald, ein Jahr später. Die junge Familie, Leon, Emily, Julia, Marcel, war gerade in das Haus in der Nähe von Magdeburg gezogen. Ein Nachbarsjunge, 13, nahm Leon mit in den Wald. Er drohte ihm Gewalt an, wenn Leon nicht mit ihm tun würde, was er verlangte. Also ließ er den älteren Jungen Dinge tun, aus Angst. Leons Mutter fand heraus, was im Wald passiert war, Emily hatte Andeutungen gemacht. Sie stellte den Nachbarsjungen und dessen Eltern zur Rede, der Junge gab alles zu. Mit Leon sprach sie nicht darüber, sie wollte nicht, dass er das noch mal durchmachen muss.

Wäre Leons Leben ein Drehbuch, es wäre eindeutig: Leons Vater war der Böse. Der Junge im Zeltlager war der Böse. Der Nachbarsjunge im Wald war der Böse. Sie alle sind schuld, dass Leon jetzt Kinder attraktiv findet, weil es bei Pädophilie um Machtausübung und die eigene Vergangenheit geht. Bei diesem Gedanken mag Hollywood mitmachen, aber das Leben und die Humanmedizin tun es nicht.

Weder für den Jungen im Ferienlager noch für den Nachbarsjungen gab es Konsequenzen. Julia Büchner begegnete dem, was ihr Sohn erlebt oder nicht erlebt hatte, mit Alltag und Struktur. Routine braucht mein Kind jetzt, dachte sie. Ein sicheres Zuhause, eine Familie, die jeden Abend zum Abendessen zusammenkommt.

Sie suchte damals lange nach einem Therapeuten, der mit Leon über das spricht, was im Zeltlager und im Wald passiert war. Sie fand niemanden in der Nähe, der dazu

bereit war, Leon aufzunehmen, auch Spezialisten nicht. Alle hätten die Hände hochgerissen und gesagt, da gehen sie nicht dran, erzählt Leons Mutter.

Sie sagt, du musst einfach diesen Kampf allein kämpfen. Routine und Struktur und ein starkes Zuhause, daran hält sie sich.

Zu Hause ist die Pädophilie kein Thema, mit Marcel spricht sie nicht darüber. Aber darum geht es nicht, sagt Leons Mutter. Das Beste, was Marcel für mich getan hat und jeden Tag wieder tut, ist, dass er noch da ist. Nach allem, was passiert ist, ist er dageblieben, sagt sie.

Wie viel hält eine Familie aus? Wenn man sich die Büchners ansieht: unfassbar viel. Wenn eine Offenheit für die Seltsamkeit der Welt und des Zufalls da ist, der manchmal bössartig sein kann. Wenn für die eigenen und in diesem Fall auch für fremde Kinder alles getan wird, um ihnen ein normales Leben zu ermöglichen.

Klaus Beier sagt, wer pädophil sei, der sei kein schlechterer Mensch. Der Mensch werde ja nicht schlecht durch seine Fantasiewelt, sondern durch sein Verhalten.

Er sagt auch, es gebe viele Menschen mit pädophiler Neigung, die diese nie ausleben würden. Gewissheit, welcher Mensch der Betroffene ist, gebe es nicht.

Julias Lebensgefährtin Marcel sagt, die Therapie, die müsse ja was bringen. Und er sagt, die Gegenwart sei doch viel wichtiger als die Vergangenheit.

Ich hab 'n ganz gehilltes Leben eigentlich, sagt Leon.

Seine Mutter sagt, wir gehen überall durch, bisher jedenfalls.

Es ist Freitagabend und das Brettspiel noch lange nicht vorbei. Leon legt Spielkarten in die Schachtel, nimmt sein winziges Plastikdorf vom Spielbrett und ersetzt es durch eine winzige Plastikstadt.

Was soll ich sagen, sagt er. Ihr müsst euch keine Sorgen machen.

Leons Mutter atmet tief ein.

Das reicht nicht, sagt sie, das reicht einfach nicht. Leon, ich wünsch dir alles Glück der Welt. Und ich wünsch dir solche Kinder, wie ihr es seid.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Danke, sagt Leon.

Bitte, sagt seine Mutter.

Können wir jetzt weiterspielen?, fragt Leon. Das dauert ja ewig hier.

ZweiMinutenGlück

Majid Diallo ist 27 und will weg aus Afrika. Doch seine Überfahrt nach Italien scheitert, er macht sich auf den langen Weg zurück nach Guinea. Die Geschichte seiner Reise zeigt, warum es für viele Migranten keine Heimkehr gibt.

Von Fritz Schaap, Der Spiegel, 02.06.2018

Vier Tage und 15 Stunden bevor Majid Diallo in sein Dorf im Norden Guineas zurückkehren und den Traum der anderen zerstören wird, bevor er seiner Mutter sagen wird, dass er ihr kein Haus bauen wird, dass er dem Dorf keine Schule schenken, den Dorfvorsteher nicht beim Aufbau der Mangoplantagen unterstützen wird, läuft er eine ausgestorbene, staubige Straße entlang, zu einem der vielen Busbahnhöfe Niameys, der Hauptstadt Nigers.

Er schaut in den Himmel, wo die Flughunde kreisen. Fragend. Ein kleiner Mann, 1,68 Meter, schätzt er. 27 Jahre alt. Zurückhaltend, mit wachen Augen. Eine zerschlissene Trainingsjacke über dem Muskelshirt. Ein paar Narben wie verirrte Sommersprossen im Gesicht.

Er schiebt sich die Kopfhörer auf die Ohren. Wie Micky Maus sehe er damit aus, haben die anderen immer gesagt, die noch in Libyen sind oder tot. Er hatte Glück. Diallo läuft auf dem Boulevard Mali Bero in Richtung Norden. Auf einer dieser breiten Straßen Niameys, auf denen nie Stau herrscht, weil es dafür nicht genug Autos gibt. Niamey, wo roter Staub den Boden bedeckt. Die Stadt, durch die fast jeder Migrant in Westafrika kommt, auf dem Weg in den Norden Nigers, nach Agadez, dem Drehkreuz, von dem aus die Schmuggler die Migranten weiter in die Wüste fahren. Auf den Ladeflächen ihrer Pick-ups, hinein nach Libyen.

Niamey, die Stadt aber auch, die nun zur Drehscheibe für die geworden ist, die aufgegeben haben. Die zurückfahren in ihre Heimat. Wie Majid Diallo.

Diallo ist, was die Europäische Union sich wünscht. Ein Migrant, der umkehrt, bevor er europäischen Boden erreicht hat. Um mehr wie ihn zu haben, bildet die EU Sicherheitskräfte in Niger aus, lässt Zäune bauen, unterstützt dubiose Milizen, die in Libyen die Küste sichern sollen. Pumpt Hunderte Millionen Euro in die Sahelzone. Diallo ist für die EU ein Erfolg.

Ein junger Mann, der loszog, um seiner Mutter ein Haus, seinem Dorf eine Schule zu bauen, der früher unter den Akazien mit einem platten Ball kickte, der dem Nachbarn zum Spaß die Hennen stahl und der, weil er zu arm ist, noch immer nicht heiraten will, da er seinen Kindern nicht zumuten möchte, was das Leben ihm zumutet. Und der nun wieder zurück nach Hause muss.

15,9 Millionen Migranten gab es laut der jüngsten Studie der Internationalen Arbeitsorganisation in Genf 2014 in Afrika. Durch die EU-Politik sind die Zahlen derer, die durch Niger nach Norden ziehen, von 333 000 im Jahr 2016 auf knapp 70 000 im Jahr 2017 gesunken, so die Zahlen der Internationalen Organisation für Migration (IOM). Das liegt laut IOM aber auch daran, dass die Migranten nun neue, oft noch gefährlichere Routen wählen, auf denen sie nicht erfasst werden. Nur wenig mehr als 7000 Männer und Frauen hat die IOM im vergangenen Jahr bei ihrer Rückkehr aus Niger nach Hause unterstützt. Um zu verstehen, warum es so wenige sind, muss man den Weg zurückgehen. An den Ausgangspunkt.

In Niamey liegen vor Diallo mehr als 3500 Kilometer hinein in eine Vergangenheit, von der er nicht weiß, wie sie ihn empfangen wird. Denn die Vergangenheit ist nie, wie man sie zurückgelassen hat.

Sein Traum damals, als er aufbrach: Italien, ein Job auf dem Bau, eine Wohnung. Er schickt seinen Eltern Geld, abends schreibt er ein Buch. Über Afrika und seine Familie.

Über Träume. Und hört Julio Iglesias.

Sein Traum heute: Sein Dorf wird ihm vergeben; er wird recht behalten mit dem, was er seinen Mitreisenden sagte, die nicht umkehren wollten: Sie werden mich willkommen heißen.

Diallo läuft an der heruntergekommenen Station der rostzerfressenen Billigbusse vorbei. Ein Feld, halb Staub, halb Müllplatz, auf dem die alten Dieselmotoren der Busse zwischen zerfetzten Plastiktüten in die Nacht qualmen und in dessen Ecke vier Gestalten kauern. Es sind Yapi, Frau Adama mit ihrer fünfjährigen Tochter und Mohammed, der 15-Jährige, der nicht mehr sprechen will, seitdem er in Libyen war. Sie sitzen unter einem Eukalyptusbaum, auf einer roh gezimmerten Holzbank, gefangen zwischen ihren Erwartungen und ihrer Angst. Sie bewegen sich kaum, denn jede Bewegung kostet Energie.

Seit zwei Monaten haust Yapi hier, am Rand der Busstation. Jahrelang war er eine Art schlecht bezahlter Haussklave in Algerien. Dann haben sie ihn aus dem Land geworfen. Nun will er zurück, nach Algerien oder nach Libyen. An den Sklavenmärkten vorbei nach Europa.

»Denn umkehren kann ich nicht«, sagt er. Ein kräftiger Mann in einer staubigen Lederjacke, auf dessen Armen die Venen hervortreten. Müde Augen, in denen sich Gelb und Rot mischen.

»Meine Eltern, meine drei Geschwister, meine Frau und meine zwei Kinder. Alle erwarten, dass ich ihnen Geld schicke. Ohne Geld kann ich nicht nach Hause. Nie. Bei uns ist das Leben Leiden. Ein Mensch sollte nicht leiden müssen.«

Wer aber leidet, muss dahin gehen, wo weniger Leid ist. Die vier haben das nicht geschafft. Und so sitzen sie, wie jeden Abend, wie jeden Tag, unter dem Eukalyptusbaum und schauen auf die Busse, die auf den Platz rollen, auf die Menschen, die vorbeiziehen, so wie Diallo an diesem Abend.

Diallo schaut kurz hinüber, zögert und schiebt die Daumen unter die Gurte des Rucksacks, in dem er sein Leben trägt. Ein Paar Schuhe, zwei Hosen, drei T-Shirts ohne Ärmel, eine grüne Zahnbürste und eine Tube Colgate. Dann geht er weiter, schreitet auf den beleuchteten Hof von »Rimbo Transport Voyageurs«, von dem aus die Busse nach Gao, Bamako, Cotonou, Lomé und Abidjan fahren.

Heimzukehren ist für viele Migranten schwieriger, als die Route nach Europa weiterzugehen. Die Schmach ist fürchterlicher als ein möglicher Tod.

Und so kehren die meisten nicht um. Auch wenn sie feststecken, gefoltert werden oder fast ertrinken. Die, die sich das Geld für ihre Reise leihen mussten, noch seltener. Sie probieren es weiter, bis sie Erfolg haben oder sterben. Oder sie richten sich ein in traurigen Zwischenwelten in Nordafrika, in Lagern, in Camps. Und warten. Wer arm ist, der hat nicht viele Versuche. Wer sehr arm ist, hat meist nur diesen einen. Wer mit leeren Händen zurückkehrt, wird nicht selten verstoßen.

Diallo hat Angst vor der Rückkehr. Aber er hat es ja versucht mit Europa, sagt er, er hat Libyen überlebt. Er hat von niemandem Geld genommen. »Die Liebe meiner Familie ist doch größer als Geld.« So hofft er zumindest. Denn bisher war Diallos Leben nicht viel mehr als eine Reise auf der Suche nach einem besseren Leben. Für die anderen.

Er ist sieben, als ihn seine Mutter fortschickt aus dem kleinen Dorf in den Binani-Bergen im Norden Guineas, in denen zwar Gold und Aluminium liegen, auf denen sich aber nie genug Essbares anbauen lässt. Er kommt zum Freund eines Onkels, fünf Autostunden entfernt. Der Mann betreibt eine Tankstelle. Er wird Diallo die Schule zahlen, damit er später sowohl das Dorf als auch den Ziehvater unterstützen kann. Seit Majid Diallo sieben Jahre alt ist, ist er nicht nur ein Junge, sondern auch eine Geldanlage der Familie.

Er geht zur Schule, und mit 15, als Klassenbester, bricht er ab. Auf Drängen seines Vaters. Der will, dass der Sohn im Senegal arbeitet. Seitdem ist er unterwegs.

2006 geht er nach Liberia, arbeitet in einem Gemischtwarenladen, zieht weiter. Er hört, in der Elfenbeinküste könne man Geld verdienen. Aber auch dort bleibt er nicht lange. Benin, Guinea-Bissau, Ghana, Äquatorialguinea folgen. Er verkauft Reis, erntet Cashewnüsse, arbeitet als Sicherheitsmann, betreibt eine Reinigung, bohrt Brunnen. Gelegentlich schickt er Geld in sein Dorf, nach Téliimélé und zum Vater in den Senegal. Doch es reicht nie für alle.

Europa, sagt ein Freund dann in Äquatorialguinea, sei gar nicht so weit. Und wenn es dort eines gebe, dann Geld.

In Europa, denkt Diallo, sei alles besser. Das Klima sei milder, das Leben leichter, die Menschen seien rücksichtsvoller. In Europa hätten sie Respekt voreinander. Sicher auch vor einem wie ihm, der sich aus dem Elend gekämpft hat.

Er habe einen Cousin, sagte damals sein Freund, der habe es nach Italien geschafft. Für 1000 Euro. Und nun habe dieser Cousin dort ein Haus und einen Job. Der Freund zeigt ihm Fotos. Eine Ikea-Küche, die mondänen Straßen Mailands, Selbstporträts eines kräftigen, lächelnden Mannes. Es gibt ihn immer, den einen, der es geschafft hat. Jeder kennt ihn. Denn die Geschichte der Flucht aus Afrika ist auch immer eine Geschichte der Mythen.

Die Mythen überdecken die Bilder der libyschen Sklavenmärkte, wo Männer wie einst an der Goldküste aus Käfigen heraus verkauft werden; sie sind stärker als die Bilder sinkender Schlauchboote oder von der Sonne ausgedörrter Leichen im Wüstensand.

Im September 2017 hat Diallo das Geld zusammengespart. Umgerechnet knapp 2000 Euro. Fast das Dreifache eines durchschnittlichen Jahreseinkommens in Guinea. Das Geld war die ganze Zeit über sein Geheimnis, er erzählte seiner Familie nichts davon. »Denn es ist hier so«, sagt er, »wenn einer etwas hat, wollen alle etwas davon haben.« Und so zieht jeder jeden wieder hinunter auf das Niveau der Gemeinschaft. »So wäre ich nie losgekommen.«

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Er fährt über Bamako nach Niamey, die zerfurchte, von Banditen belagerte Straße hinauf in den Norden Nigers, nach Agadez, wo an den Wänden der Gettos steht: Barca or Barzagh – Barcelona oder sterben.

Wo steht: Better die in the sea than cry in front of your mother – Besser im Meer sterben, als vor deiner Mutter zu weinen.

Wo steht: European hell is better than African paradise – Die europäische Hölle ist besser als das afrikanische Paradies.

Und wo steht: A good son has to help his mother – Ein guter Sohn muss seiner Mutter helfen.

Er schafft es schließlich bis dorthin, wo nur noch das Meer zwischen ihm und Europa liegt. Nach Sabrata, in die libysche Hafenstadt, von der die Schiffe aufbrechen.

Der Wind steht mit zwölf Knoten aus Nordwest gegen das Schlauchboot. In den Wellentälern ist Dunkelheit. Auf dem Boot sind zu viele Menschen. Wasser spült hinein. Die Angst von 130 Menschen auf dem Meer wird zu Wut. Über Satellittelefon sagen die Italiener, sie müssten weiter nach Norden fahren. Dort, wo die großen Schiffe außerhalb der Zwölfmeilenzone kreuzen. Der Senegalese am Außenbordmotor gibt weiter Gas, es kommt zu Rangeleien an Bord. Das Schlauchboot droht zu kentern. Sie drehen um. So erzählt es Diallo.

Zurück an Land werden alle verhaftet. Sie sind nun Gefangene im libyschen System aus Folter und Lösegelderpressung. Wochenlang sitzt Diallo in seiner Zelle. Täglich kommen die Wärter, schießen in die Decke, drohen. Sie geben den Gefangenen ihre Handys zurück, schlagen die Inhaftierten und lassen sie die Familien anrufen, damit sie Geld erfliehen können. Zusammengekauert versucht Diallo, das alles von sich fernzuhalten.

Seit seiner Jugend hat er das Talent, unter dem Radar zu bleiben, abseits zu bleiben von Ärger und Tumult. Es hat ihn immer gut beschützt. Dann trifft ein Querschläger den Mann neben ihm in den Kopf.

Diallo hatte von alldem gehört. Aber dass es ihm selbst passiert, nein, das hatte er nicht geglaubt. Keiner glaubt das. Als er klein war, hat ihm seine Mutter von Gott erzählt. Wie er allen gegenüber barmherzig sei, die sich ihm unterwürfen. Diallo hatte das lange Zeit beruhigt. Dass alles schon geregelt sei. Dass alles Gottes Wille sei. Doch in Libyen verliert er ihn, diesen Gott, als er merkt, dass für einen Afrikaner nur selten alles gut wird.

Er beschließt umzukehren. Ein Freund schickt ihm die letzten 450 000 CFA-Francs, umgerechnet knapp 700 Euro, die Diallo in Abidjan deponiert hatte. Er kauft sich mit 350 000 CFA-Francs frei, von dem Rest bezahlt er die Fahrt nach Niamey.

Um drei Uhr nachts verlässt dort der Bus nach Abidjan die blau-weiße Rimbo-Station. »Klar«, sagt Diallo, als vor den Fenstern die schlafende Stadt vorbeizieht, »natürlich habe ich Angst, nach Hause zu kommen, mit leeren Händen. Aber in Libyen hatte ich mehr Angst. In Libyen bist du nie frei. Viele arbeiten wie Sklaven dort. Ein Migrant ist nie frei.« Jetzt immerhin sei er frei.

Die Frage ist: wie lange noch?

»Im Dorf werden sie mich für einen Feigling halten, einen Versager, sie werden lachen. Aber meine Familie wird mich willkommen heißen. Ich werde es dort schaffen«, sagt er. »Ich bringe ja auch zwei Weiße mit.«

Diallos Reise verändert sich ab diesem Zeitpunkt, an dem wir, das Team vom SPIEGEL, mit ihm reisen. Sie wird einfacher werden, sobald man ihn als unsere Begleitung ansieht, sie wird billiger, weil man ihn seltener ausnehmen wird.

Der Bus fährt an Akazien und Eukalyptusbäumen vorbei, unter denen tagsüber die

Händler an morschen Tischen stehen und Mangos verkaufen, Kolanüsse, rostige Gaskartuschen und schmutziges Benzin in alten Whiskeyflaschen. Es ist eng im Bus, der Gang voll roten Staubes und Müll. Es riecht nach Schweiß und Urin. Hinter Diallo schreit ein kleines Kind, das Gesicht verschmiert von Rotz. Es wird die ganze Nacht lang schreien.

Der Bus fährt vorbei am Bahnhof von Niamey. Seit mehr als zwei Jahren steht dort ein fabrikneuer Zug. Er hat den Bahnhof nur einmal verlassen, als ein paar Fotografen ihn fotografieren sollten. Seitdem steht der Zug, denn die Trasse wird nicht fertig.

Diallo überlegt, was er sagen wird in fünf Tagen. Dann schläft er ein. Zusammengesackt, mit dem Kopf gegen den Sitz des Vordermanns stoßend. Manchmal wacht er kurz auf, schweigt, hört Musik, dann fällt sein Kopf wieder auf den schwarzen Griff an der Rücklehne des Vordersitzes.

65 Menschen, in 13 engen Sitzreihen, fahren in dieser Nacht aus der Stadt hinaus und nähern sich nach Stunden der Grenze zu Burkina Faso. 65 Menschen, von denen 61 auf der Suche sind nach Geld. Sie alle wollen in der Elfenbeinküste ein paar Tausend Francs dazuverdienen, bevor sie zur Regenzeit zurück nach Niger kommen, um Arbeit auf den Feldern zu finden.

»Aber es ist nie genug«, sagt einer. »Nie genug für ein gutes Leben, egal wohin du hier fährst. Für ein gutes Leben muss man nach Norden.«

»In Europa«, sagt einer zwei Reihen vor Diallo zu seinem Nachbarn, »da hat ein Cousin nun Arbeit gefunden. 200 Euro schickt der jeden Monat.«

»Es ist kalt dort, dunkel. Die Menschen sind anders.«

»Aber es gibt viele Jobs. Du kommst in einem Camp an, da erhältst du deine Papiere, damit bekommst du dann Arbeit. Agenten kommen in die Camps, weil sie Leute auf den Feldern, in Hotels, auf dem Bau brauchen.«

»Da hast du wohl recht.«

Die Migration, das wird hier schnell klar, ist ein Geschäft der Gerüchte.

Dann versinken sie in dumpfes Schweigen. Ihre Köpfe sacken nach vorn, schlagen nach links und nach rechts, im Takt der Schlaglöcher. Die klare, beißende Kälte der nächtlichen Savanne zieht durch die undichten Fenster in den Bus. Wer ein Tuch besitzt, wickelt es sich um den Kopf, ums Gesicht. Um 7.17 Uhr erreicht der Bus mit der aufgehenden Sonne die Grenze bei Pentelkole.

Burkina Faso. Das Land, wie so viele andere afrikanische Länder abhängig von nur wenigen Rohstoffen und deren Weltmarktpreisen, war lange bekannt für seine Baumwolle. Bis Monsanto die Mächtigen des Landes überzeugen konnte, das genmanipulierte Saatgut auszusäen. Es war schon vorher schwierig gewesen, gegen US-Ware zu bestehen, doch nun war die Qualität der eigenen Baumwolle so schlecht, dass sie noch weniger Geld verdienten. Und mit der Armut kam dann auch der Terror. Kroch hinüber aus dem Nachbarland Mali.

Der Bus fährt in Richtung Südwest auf die Hauptstadt Ouagadougou zu. Die Checkpoints geben von hier den Takt der Reise an. 18 werden es sein bis zur Grenze der Elfenbeinküste. 18-mal werden alle Passagiere aussteigen und ihren Pass zeigen und die Soldaten, die wie Wegelagerer am Straßenrand kampieren, bezahlen. Ein bis drei Euro pro Person. Denn die Migration ist hier vor allem ein Geschäft, an dem jeder verdienen will.

»Auf dem Hinweg zahlst du mehr«, sagt Diallo. »Wenn du aufbrichst, um Wohlstand zu deinen Leuten zu bringen, für dein Land, für deinen Kontinent, wollen alle dein Geld. Bis zu 45 Euro pro Checkpoint. Oft haben wir den Bus verlassen und uns Motorräder gemietet. Sind Stunden durch die Savanne gefahren, um die Checkpoints zu umgehen. Denn wer nicht zahlen konnte oder wollte, wurde zurückgeschickt. Solidarität mit

Migranten gibt es hier nicht.«

Kaum ist es neun Uhr, kaum steht die Sonne höher am Himmel, weicht die Kühle einer brutalen Hitze. Die Fahrer machen vorsorglich die Klimaanlage aus. Aus Gründen, die nur sie selbst kennen, wird sie ausschließlich während der Nacht eingeschaltet, sodass sie zusätzliche kalte Luft in den eisigen Bus blasen kann. Sobald es heiß wird, stellen sie sie aus.

Mal alle 15, dann alle 30 Minuten hält der Bus. Dann wird kassiert, geschrien, gedroht. Kinder kommen aus den Hütten gestürzt, aus dem Schatten der Zachun-Bäume, stehen stumm vor den Reisenden, die Augen groß und leer, die Gesichter fast weiß vor Staub. Wie Geister aus einem Shakespeare-Drama. Sie tragen, für die Almosen, kleine Plastikeimer um den Hals.

»Wenn du nichts hast«, sagt Diallo, »geht es immer ums Geld. Und irgendwann geht es immer um Neid.« Draußen brennt die Sonne auf die braune, trockene Savanne. Jeder hier sei allein, sagt Diallo bitter. Die Leute seien egoistisch. Wer arm ist, werde irgendwann egoistisch.

Als der Bus sich am frühen Abend durch den Verkehr der Hauptstadt Ouagadougou schlängelt, schlägt der Wind einer Frau vor Diallo den Vorhang ins Gesicht. Sie rührt sich nicht. 15 Minuten lang. Bis ihr Mann den Vorhang festbindet. »Das Dulden ist die zweite Natur des Reisenden geworden«, sagt Diallo. Der Reisende in Afrika duldet. Nur so kann er es schaffen, indem er Stolz und Würde unterdrückt.

Morgens um vier erreicht der Bus den Grenzposten Yendene, den Übergang zur Elfenbeinküste. Soldaten liegen um glimmendes Holz herum. Ziegen suchen zwischen dem Müll nach Essbarem.

Der ehemalige Vorzeigestaat Westafrikas, das Land des Kakaos, wurde erst zum Bürgerkriegsland und ist nun ein Staat der Meutereien. Die Regierung bekommt die ehemaligen Rebellen nicht unter Kontrolle, trotz fürstlicher Zahlungen. In der

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Wirtschaftsmetropole Abidjan fürchten die Menschen heute die »Mikroben«: jugendliche Banden, zugehöhnt, die mit Macheten, Eisenstangen und Messern bewaffnet durch die Stadt ziehen.

Als die Luft nicht mehr nach Staub, sondern nach satter, feuchter Erde riecht und Mangobäume in früher Blüte an den Fenstern vorbeiziehen, beginnt Diallo zu träumen, wie es jeder Reisende irgendwann tut.

In Gedanken, so erzählt er es später, kommt er in seinem Dorf an. Die Mutter begrüßt ihn, es wird Fisch aus dem Fluss geholt, in dem er sich als Junge wusch. Erdnüsse werden gerieben und zu Soße verkocht. Das Dorf lauscht seinen Abenteuern, hört, wie er nur knapp überlebte. Sie verstehen ihn. Die Onkel begrüßen ihn. Er bleibt einige Wochen und zieht dann erholt wieder los. Arbeitet am Fuß der Berge. Baut sich etwas auf in Guinea. Er hört Julio Iglesias und lächelt, während draußen die Felder vorbeiziehen.

»Je sais en amour il faut toujours un perdant – ich weiß, in der Liebe gibt es immer einen Verlierer;

j'ai eu la chance de gagner souvent – ich habe das Glück gehabt, oft zu gewinnen,

et j'ignorais que l'on pouvait souffrir autant – aber ich wusste nicht, dass man so leiden kann.«

Es ist sein Lieblingslied. »Es ist in der Liebe doch wie im Leben«, sagt er.

Auf der Straße zapfen ein paar Jugendliche das Benzin aus einem auf die Seite gekippten Truck ab.

Immer wieder lassen Soldaten den Bus warten, weil der Fahrer nicht genug Geschenke oder Geld dabei hat. In der Elfenbeinküste zahlen nicht die Passagiere, in der

Elfenbeinküste zahlt der Fahrer. Wenn nicht, starren die Männer mit den Kalaschnikows so lange tatenlos in die Gepäckräume, bis der Fahrer doch zahlt.

»Die Soldaten auf der Straße wollen nur Geld. Nur dafür sind sie da, afrikanische Soldaten denken wie Verbrecher«, sagt Diallo.

In Bouaké, der zweitgrößten Stadt der Elfenbeinküste, ist es ruhig. Keine Schüsse, keine Kämpfe wie noch vor vier Tagen, nur der Verkehr, der sich röchelnd durch die Straßen schiebt. Der Bus hält. Diallo steigt aus. »Herzlich willkommen, Weiße«, sagt eine junge Frau mit geflochtenen Haaren und frechem Lächeln.

»Wir sind zwei Schwarze und zwei Weiße«, sagt Diallo. »Warum begrüßt du nur die Weißen?«

Afrikaner, sagt er, sähen Weiße noch immer als überlegen an. »Europa schaut auf uns herab, aber wir schauen zu euch hinauf«, sagt er. »Vielleicht bedingt sich das.« Zwei Stunden später geht es weiter.

An einem bewölkten Mittwochmorgen, 41 Stunden nach dem Aufbruch, 71 Stunden vor seiner Ankunft, auf einem nach Diesel stinkenden Busbahnhof im Westen der Elfenbeinküste, sagt Diallo plötzlich: »Ich muss sie anrufen. Irgendwann muss ich sie anrufen.« Er meint seine Mutter. Niemand weiß, dass er kommt.

Draußen zieht Daloa vorbei. Eine Stadt, die nicht viel mehr ist als wahllos hingeworfene wellblechgedeckte Hütten, zwischen denen sich der Müll sammelt. Der Minibus fährt hinaus auf eine dieser Straßen, die sich wie Schluchten durch das Unterholz ziehen. Die grünen Mauern an den Straßenrändern glatt gezogen von Bussen und Lastwagen.

2016 ist Diallo schon einmal hier entlanggefahren. Nach Abidjan, an den Ort, an dem er damals sein Glück vermutete. Jemand hatte erzählt, in Abidjan könne man Geld machen. Er machte dort kein Geld, erinnert er sich traurig, und schaut auf die Straße,

auf der, wie so oft in Westafrikas, eine Patina enttäuschter Hoffnungen zu liegen scheint.

In Niger, erzählt ein Mitreisender, da hätten die Fulbe, Diallos Stamm, ein Fest, bei dem sie sich mit Stöcken duellierten. »Mein Stamm«, sagt Diallo, »hat zu Hause fast alle Traditionen aufgegeben. Der einzige Brauch, den wir heute noch haben, ist zu versuchen, Geld aufzutreiben.«

Am frühen Abend fährt ihn schließlich ein durchgerosteter Nissan Patrol zum ivoirischen Grenzposten. Der fettleibige Boss des Grenzübergangs döst in einer Hängematte unter einem Mangobaum. Er kaut auf einer Cassava-Wurzel herum, brüllt ein paar Befehle herüber, dann wird Diallo abgefertigt.

Aufpassen solle man, drüben bei den Guineern, das seien Banditen. Alle. »Es gibt so viel Rassismus hier«, sagt Diallo. »Zwischen Stämmen, zwischen Ländern.«

Dann ruft der Boss aus seiner Hängematte: »Afrika ist ein freies Land!« Sein Bauch ragt unter dem Unterhemd hervor. »Frei für euch. Ihr könnt überallhin. Wo kann ich in Europa hin? Nirgendwo.«

Ein schlammiges Rinnsal, das die Piste kreuzt, markiert die Grenze. Und dort erwachen, tief im Busch, Gefühle, mit denen Diallo nicht gerechnet hat. Stolz und Freude. Er ist zu Hause.

56 Stunden bevor er seine Mutter in die Arme schließen wird, duscht Diallo aus einem Plastikeimer am Busbahnhof der südguineischen Stadt Nzérékoré. Für einen Euro die Nacht kann er in einem fensterlosen Raum schlafen, den sie um 23.30 Uhr verbarrikadieren. »Geht nicht hinaus und nicht um die Ecke«, sagt einer der Jungs, die in dem Raum schlafen. »Dort hausen die Vagabunden. Die schlagen euch zusammen und rauben euch aus.«

Ein Mann setzt sich zu Diallo und verkauft ihm eine SIM-Karte. Er ist Geologiestudent.

»Das Land hätte alles, um reich zu sein«, sagt er. »Aber alles, was wir haben, sind Korruption und Armut.«

Guinea. Der Boden hier ist voll von Rohstoffen. Es gibt Öl und Diamanten, Gold und Bauxit. Und Erz. Allein die Simandou-Berge, so Schätzungen, könnten Eisenerz im Wert von 140 Milliarden Dollar enthalten. Mehr als zwei Milliarden Tonnen liegen in der Erde. Es gilt als das größte unerschlossene Vorkommen der Welt. Und dennoch gehört Guinea mit seinen über zwölf Millionen Einwohnern zu den ärmsten Ländern der Welt. Dank windiger Deals korrupter Regierungen. So bekam etwa das Unternehmen eines israelischen Diamantenhändlers im Jahr 2008 die Erlaubnis, die Simandou-Vorkommen abzubauen. Offenbar ohne dafür etwas zu zahlen, jedenfalls nicht offiziell.

Statt Reichtum haben sie in Guinea heute den Highway 10. So genannt, weil er ungefähr entlang des zehnten Breitengrades verläuft. Er ist die Drogenschmuggelroute südamerikanischer Kartelle durch Westafrika nach Europa.

Später in der Nacht hört man die Ratten – und die Diebe, wie sie Autobatterien aus den Wagen klauen. Kleine Jungs werden sie am Morgen verkaufen. An alle diejenigen, die eine neue Autobatterie brauchen.

Am nächsten Morgen steht Diallo wieder vor einem Sammeltaxi. Elf Menschen in einem Renault-Nevada-Kombi. 20 Stunden bis Labé im Norden des Landes. Doch das Taxi verschwindet mit allem Gepäck und kehrt erst eine Stunde später zurück.

»Das ist das Problem hier«, sagt Diallo, »keine Regeln, keine Ordnung. Jeder macht, was er will.«

Am Straßenrand warnen Plakate vor der Wiederkehr von Ebola. Und vor dem gefährlichen Weg nach Europa. »Holt mich hier raus«, steht über dem Bild eines zusammengekauerten Mannes. Die EU hat die Plakate aufhängen lassen.

Als zwölf Stunden später der überladene Renault, den der Fahrer nur mithilfe der

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Motorbremse zum Stehen bringen kann, weil die Bremsen nicht mehr funktionieren, in Marela einfährt, ist es bereits Nacht. Die Dörfer gleichen einander. Immer ist die Straße Markt, Treffpunkt und Stall zugleich. Selten gibt es Strom. Wenn, dann aus Solarzellen, die NGOs aufgestellt haben. Manchmal gibt es einen Brunnen, manchmal nicht. Immer gibt es einen Stand, an dem für Geld die Handys aufgeladen werden können.

Dann kippt die Stimmung im Wagen. Noch sieben Stunden sind es bis Labé, der Fahrer drückt aufs Gas, doch unter den Passagieren macht sich Angst breit. Es ist die Zeit im Monat, zu der die Händler zurück nach Labé kommen und mit ihnen, nachts, die Räuber. Es wird gestritten. Schließlich wird in drei von Termiten zerfressenen Hütten bis zum Morgengrauen gewartet. »Was einen guten Fahrer in Guinea auszeichnet«, sagt Diallo, »ist die Fähigkeit, die richtigen Checkpoints von den falschen zu unterscheiden. Die Uniformen sind die gleichen, doch die einen kontrollieren die Papiere, die anderen rauben dich aus.«

Am nächsten Abend, dem letzten, bevor er seiner Mutter in die Augen schauen wird, in denen er nicht weniger als Absolution erwartet, sitzt Diallo im Hof eines heruntergekommenen Hotels. Er sitzt neben einem leeren Pool, in den ein steinerner Delfin ein Rinnsal speit, unter dem sich Kinder waschen. Diallo schaut auf sein Telefon. Dann wählt er.

»Ich bin es«, sagt er, »Majid, dein Sohn.« Die Mutter schweigt. Dann sagt sie: »Gott ist groß!«

»Ich komme nach Hause, Mutter«, sagt er, »morgen bin ich da.«

»Gott ist groß«, sagt sie.

»Alles wird gut«, sagt er, als er auflegt.

Warum er kommt, dass er nichts mitbringt, hat er nicht gesagt.

»Ich weiß nun, was ich sagen werde: Es war hart in Libyen. Ich will in meinem Land leben. Ich werde viel reden müssen morgen. Ich werde jeden Schritt der Reise erzählen.«

Dann geht er schlafen. Beruhigt.

Fünf Stunden dauert die Fahrt hinauf nach Boual, in sein Dorf. Straßen gibt es hier nicht mehr, nur tief zerfurchte Pisten.

Einmal die Woche quält sich ein Wagen die Berge hoch, durch die Wälder, wo die Paviane wohnen, über das Hochplateau, auf dem das rotbraune Bauxitgeröll liegt. Reiche Berge sind es, auf denen arme Menschen wohnen.

Diallo schweigt. Einmal sagt er: »Gleich wird alles gut.« Er kauft 20 Kilogramm Orangen am Wegesrand. Damit er wenigstens etwas in den Händen hält.

Der Wagen rollt ins Dorf. Die Piste endet unter einer Akazie. Weiter weg von Europa kann man nicht sein.

Früher haben sie hier Antilopen gejagt, die neben dem Dorf grasten. Heute gibt es den Wald nicht mehr, der den Antilopen Schutz bot. Man hat ihn abgebrannt, weil man dachte, man könne Mais anpflanzen. Aber der Boden ist zu steinig, um Landwirtschaft zu betreiben. Und seit der Wald weg ist, sind auch die Brunnen ausgetrocknet. Deswegen sollte Diallo Geld für eine Mangopflanzung beschaffen. Mangos wachsen noch.

Die runden Hütten liegen versprengt am Hang. Sechs eckige Häuser gibt es. »Richtige Häuser«, sagen die Dorfbewohner. Weil sie aussehen, wie Häuser in Europa aussehen, zumindest glauben sie das hier. Bezahlt von Männern, die in Europa oder den USA gearbeitet haben.

Es ist ein Dorf, so abgelegen und arm, dass man die Armut nicht sofort sieht, weil der

Kontrast fehlt, in dem sie sich spiegeln könnte. An einem Hang hinter schulterhohen, von der Sonne verdorrten Gräsern liegt die Hütte der Mutter im Schatten eines Mangobaums. Diallo läuft hinauf. Erst langsam, dann immer schneller. Er springt über kleine Felsen. Hühner eilen umher, Tauben schrecken auf. Dann steht er vor seiner Mutter.

Sie weint, umarmt den Sohn. »Gott sei gedankt«, ruft sie. Immer wieder. Sie nimmt ihm den Rucksack ab. Legt ihn in die Hütte, neben die Matte und die Töpfe.

Alles ist gut.

Sie umarmt ihn. Dann sagt sie leise, gerade so, dass er es hören kann: »Du warst Jahre weg. Schau, wie mein Haus aussieht. Du solltest mir doch ein neues bauen.«

Das Glück hielt zwei Minuten.

Ich muss es ihr erklären, denkt Diallo. Ich muss ihnen von der Reise erzählen. Vom Tod, den ich auf dem Meer gesehen habe. Doch da drängen ihn schon die Onkel weg. Eine Träne läuft ihm die Wange hinab.

Es wird ein Familientreffen für den Abend einberufen.

Sechs alte Männer sitzen auf einer dünnen Strohmatten. Reden über die Ziege, die vor ein paar Tagen gerissen worden ist. 15 Frauen, die meisten mit Kindern, sitzen im Hintergrund. Eine LED-Lampe wirft einen Lichtkegel auf die Gruppe, die vor Diallo sitzt wie eine Richterschar.

Diallo beginnt. Er legt sich hinein in seine Erzählung, versucht, sie mitzureißen, die Angst aufleben zu lassen. Er erzählt von der Wüste, von den Verdurstenden, von Krüppeln in Libyen, denen sie in die Beine geschossen haben, von den Sklavenmärkten, vom Meer, vom Gefängnis, vom Warten, vom Tod. Und von seiner langen Rückreise.

Dann steht seine Mutter auf und geht.

»Ich bin wütend«, wird sie später sagen. »Er ist losgezogen, mir ein Haus zu bauen, und nichts hat er geschafft. Ich bin sehr enttäuscht. Als Verlierer wird er nie eine Frau finden.«

Diallo sitzt vor seinem Onkel. Keiner fragt etwas. Immerhin habe er die ersten Weißen ins Dorf gebracht, sagt einer. Er sei kein gutes Vorbild für die Jüngeren, sagt ein anderer. Zwei Frauen tuscheln leise, vielleicht sei der Junge auch verflucht.

Dann gehen sie schlafen.

»Ich fühle mich wie ein Fremder«, sagt Diallo nur. Und doch versteht er sie. Denn so ist es immer gewesen. Die Jungen ziehen los, um die Alten zu versorgen. Darin ist er gescheitert. »Das ist«, sagt er, »mein Fehler.«

Der Traum der Migranten ist nicht nur ihr eigener. Es ist der Traum einer ganzen Gemeinschaft, dem sie sich fügen müssen, für den sie aufbrechen.

Am nächsten Mittag packt Diallo seinen Rucksack und steigt in den Wagen, der wieder hinunter in die Ebene fährt.

Diallo fährt nach Conakry, in die Hauptstadt. Geld beschaffen. Irgendwie. Er muss wieder los. Nach Europa. Denn die Träume der anderen sind schwer zu erfüllen.

Eine Stadt sucht einen Mörder

Im November 2016 kehrt eine junge Frau nicht vom Joggen zurück, vier Tage später finden Polizisten ihre Leiche. Dann nimmt die Soko Erle ihre Arbeit in einer baden-württembergischen Kleinstadt auf – und findet acht Monate später den Täter. Eine Rekonstruktion der Ermittlungen

Von Jenni Roth, ZEITmagazin Nr. 12, 15.03.2018

An jenem Tag hängen Regenwolken über Endingen, es wird gar nicht richtig hell. Die junge Frau, die später das halbe Land als Carolin kennen wird, sitzt an diesem Sonntag mit ihrer Familie beim Brunch zusammen, Eltern, Geschwister, Tanten, ihr Mann Boris, dessen Familie. Es ist der 6. November 2016. Um zwei bricht Carolin nach Hause auf, sie will noch eine Runde in der Kälte joggen. Das letzte Foto, das es von ihr gibt, ein Selfie, zeigt sie kurz vor dem Verlassen ihres Hauses, ein breites Band um Stirn und Ohren. Gegen drei läuft sie los, ein paar Spaziergänger aus dem Ort grüßen. Boris, ihr Mann, fährt in der Zeit zu einem Fußballspiel. Als er gegen halb sechs zurückkommt, ist Carolin nicht zu Hause. Es wird sechs. Irgendetwas stimmt nicht. Carolins Eltern kommen, seine Eltern auch. Es regnet immer noch. Sie ziehen sich die Kapuzen über, nehmen Taschenlampen mit. Dann gehen sie durch die Weinreben Richtung Nordosten, wo Carolin normalerweise läuft. Sie suchen, rufen. Nichts. Vielleicht hat sie sich verletzt, kann nicht mehr aufstehen, denkt die Familie. So erzählen es später Bekannte.

Boris, der Ehemann, ist bei der freiwilligen Feuerwehr, sein Vater auch. Um 21.50 Uhr alarmiert die Feuerwehrleitstelle die Truppe: ein Vermisstenfall. Sie informieren die Kameraden und besprechen: Was ist zu tun? Dann rufen sie Hans-Joachim Meyer an.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Meyer, 60 Jahre alt, leitet das Polizeirevier im 15 Kilometer entfernten Emmendingen, der zuständigen Kreisstadt. Als er hört, um wen es geht, setzt sein Atem kurz aus. Er kennt Carolin gut, sie sind im selben Sportverein. Du musst da sofort hin, sagt er sich, und du musst so schnell wie möglich die ganze Maschinerie hochfahren.

Als Meyer in Endingen ankommt, erwarten ihn zwei Dutzend Feuerwehrkameraden aus der Region. Auch Carolins Mutter, ihr Bruder und ihre Schwester sind inzwischen eingetroffen und überschütten ihn mit Fragen: Was ist passiert? Was geschieht jetzt?

Die Feuerwehrmänner haben einen Plan gemacht, nach dem gesucht werden soll: Zwei Kameraden bleiben in der Funkzentrale, um Anweisungen zu geben, die anderen fahren mit dem Laster Carolins Laufstrecke entlang. Sie strecken ihre Handlampen aus dem Fenster, fahren die Flutlichtmasten aus den Lastern aus. Die Hälfte schaut links, die andere rechts. Gelegentlich steigen sie aus, schauen unter den Rebstöcken. Rufen Carolins Namen.

Um Mitternacht fahren sie zurück zur Leitstelle. »Der Gedanke an ein Verbrechen hat sich im Raum ausgebreitet wie ein Gespenst«, sagt Revierleiter Meyer. Eine Stunde später kreist ein Hubschrauber mit einer Wärmebildkamera über dem Ort. Immer noch nichts. Aber der Helikopter macht einen Mordslärm, und bald wollen die ersten Endinger wissen, was da los ist mitten in der Nacht.

Draußen wird es langsam hell, als 50 Mann mit Suchhunden aus dem nahe gelegenen Lahr anrücken. Revierleiter Meyer bringt die Kollegen auf den neuesten Stand. Erst jetzt merkt er, dass die Müdigkeit langsam stärker wird als das Adrenalin. Es ist 5.45 Uhr.

An diesem Montagmorgen will Walter Roth eigentlich ausschlafen, zum Arzt gehen und seine Krankmeldung verlängern. Er hat eine schwere Halsentzündung, die einfach nicht besser wird. Aber als das Telefon neben seinem Bett klingelt, nimmt der Polizeisprecher doch ab. Es ist sein Sohn, Dienstgruppenführer in Emmendingen: »Eine

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Frau ist vermisst gemeldet.« Roth zieht sich an und fährt los. Der Polizeiposten Endingen liegt nur zehn Minuten entfernt.

Als die Endinger Polizeibeamten am Montagmorgen zu ihrer Sieben-Uhr-Schicht eintreffen, reicht ihnen ein Blick ins Revier, um zu wissen: Hier geht es um ein Kapitalverbrechen.

Walter Roths Meldung verbreitet sich am Morgen über die Internet-Seiten der Zeitungen. »Joggerin vermisst: 27 Jahre alt, 170 cm groß, schlank, lange braune Haare. Bekleidung: schwarze, lange und eng anliegende Laufhose, schwarzes Stirnband, lila oder türkisfarbene Jacke, blaue Laufschuhe. Hinweise bitte an das Polizeirevier Emmendingen oder den Polizeiposten Endingen.«

Carolin Gruber. Vor einem Jahr hat sie geheiratet, sie und Boris wollten Kinder. Viele im Ort kennen sie, eine quirlige, gesellige junge Frau, die viel lacht. Endingen ist ein 9000-Einwohner-Städtchen, Fachwerk, Kopfsteinpflaster. Carolin ist verwurzelt in der Region, spielt Fußball im Verein, genau wie ihr Mann Boris und Revierleiter Meyer. Polizeisprecher Roth wiederum ist ein alter Bekannter ihres Vaters. Eigentlich kennen alle Ermittler entweder sie oder ihren Mann oder einen Angehörigen.

Inzwischen ist das Endinger Büro der Polizei vollgestellt mit Flipcharts, ein Beamer wirft digitale Landkarten an die Wand. Der Kaiserstuhl mit seinen Rebhängen, eine der besten Weingebenden Deutschlands, ist darauf in Planquadrate eingeteilt. Revierleiter Meyer teilt Suchtrupps ein. Die ersten Männer ziehen los, Meyer läuft selbst mit. Sie durchkämmen das Gelände, fast Hand in Hand, lückenlos. Nichts.

Könnte Carolins Verschwinden etwas mit dem Freiburger Mordfall zu tun haben, bei dem kurz zuvor eine 19-jährige Medizinstudentin auf dem Rückweg von einer Party vergewaltigt und sterbend am Ufer der Dreisam zurückgelassen wurde? Ihr Mörder läuft immer noch frei herum. Könnte er auch Carolin getötet haben? Freiburg ist gerade mal eine halbe Stunde entfernt von Endingen. Revierleiter Meyer ist flau im Magen.

Der Bürgermeister von Endingen sitzt an diesem Tag mit seiner Frau in einem Café im Zentrum von Weimar – der Abschluss eines Wagner-Oper-Wochenendes. Er

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

hat gerade einen Salat bestellt, als sein Handy vibriert und den Vermisstenfall meldet. »Was? Das muss das andere Endingen sein«, denkt der Bürgermeister, das bei Reutlingen. »Das kann nicht unser Endingen sein, niemals!«, sagt er.

Natürlich weiß auch er, wer Carolin ist. Sie arbeitet in einer Weinhandlung, eine auffallend hübsche Frau. Zuletzt hat er sie im Sommer 2015 getroffen, als sie sich mit ihrem Verlobten den Festsaal für die Hochzeit angesehen hat. Ihr Profildfoto auf Facebook zeigt ein strahlendes Paar im Oldtimer. Darunter hat sie ein Bild von sich im weißen Kleid mit Spitzenblumen gepostet, sie kickt einen Ball Richtung Kamera. Unter dem Hochzeitsbild 56 Kommentare, Glückwünsche für die Zukunft.

Als Revierleiter Hans-Joachim Meyer am Montagmittag von einer vierstündigen Schlafpause zurückkommt, hat seine Polizeitruppe den Proberaum der Musiker im Bürgerhaus geräumt. Hier gibt es Toiletten, eine Küche, die nötige Infrastruktur für einen Großeinsatz. Ein Sachbearbeiter macht ein Schreiben an die Netzbetreiber fertig, ein richterlicher Beschluss mit der Aufforderung, die Funkzellendaten herauszugeben. Das muss schnell gehen, weil die Betreiber die Daten meistens nur ein paar Tage speichern. Meyer schnürt derweil seine Einsatzstiefel zu, kehrt zurück ins Gelände. Seine Truppe läuft die Wege jetzt noch einmal aus der anderen Richtung ab, das schärft die Wahrnehmung. Dann marschieren sie weiter durch den vom Regen morastigen Wald. Sobald sie einen zugeteilten Abschnitt durchkämmt haben, geben sie eine Meldung an die Zentrale durch. Dort werden die weißen Flächen an der Wand immer kleiner. Als es dunkel wird, unterbrechen sie die Suche.

Später Abend. 14 Stunden sind vergangen, seit Polizeisprecher Roth trotz schwerer Halsentzündung seinen Computer angeschaltet hat, inzwischen hat er vier Pressemeldungen verschickt. Die Hotels im Ort sind ausgebucht, Dutzende Journalisten aus ganz Deutschland sind angereist, er kommt mit den Antworten auf ihre Fragen nicht hinterher. Viele Endinger machen Umwege, bloß nicht die Hauptstraße entlang, wo die Kameras Spalier stehen. Abends gehen die Menschen lieber zu mehreren durchs Städtchen. Männer holen ihre Frauen vom Singkreis ab, Mütter telefonieren ihren erwachsenen Töchtern hinterher. Manche Winzer, die schon angefangen haben, ihre

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Reben zurückzuschneiden, lassen ihre Arbeit liegen, trauen sich nicht mehr in die Weinberge.

Die Angst geht um, auch wegen des Freiburger Falles. Ist hier ein Serienmörder auf freiem Fuß? Menschen misstrauen sich plötzlich gegenseitig: Könnte der Nachbar, der so zurückgezogen lebt, ein Mörder sein? Oder der Mann beim Bäcker, der jedem Blick ausweicht? Oder ist doch alles ganz anders, wie noch immer viele hoffen? Dass Carolin bald dastehen wird und es eine harmlose Erklärung für alles gibt. Dass alle im Nachhinein über ihr Verschwinden lachen werden, über die Panik, den Presserummel.

Zwei Zeugen tauchen bei der Polizei auf, ein Wanderer und eine Pilzsammlerin. Beide waren am Sonntagnachmittag in den Reben unterwegs, beide hörten einen Schrei. Der Wanderer erzählt, dass er mit Freunden unterwegs war, als er den Schrei gehört habe. Die anderen hätten abgewinkt, sie hatten nichts gehört. Auch die Pilzsammlerin erzählt von einem kurzen Schrei. Aber gleich danach sei es still gewesen. Auch sie glaubte an eine Täuschung und ging weiter.

Die ganze Nacht scheint aus den Fenstern des provisorischen Polizeipostens gelb das Licht der Schreibtischlampen. Immer wieder kommen Bürger vorbei. »Bei euch ist ja Tag und Nacht Licht. Sollen wir Kuchen backen? Hefezopf oder Schwarzwälder Kirschtorte?« Kein Kuchen kann den Druck lindern, der sich bei Revierleiter Meyer und seinen Kollegen zwischen Brust und Kehle festgesetzt hat und das Atmen schwer macht. Der Druck kommt von außen, von den Leuten, die endlich von ihrer Angst befreit werden wollen, ob unter ihnen ein Mörder ist. Aber der Druck kommt auch von innen. Fast alle kennen Carolin und ihre Familie persönlich.

Am nächsten Morgen schickt das Technische Hilfswerk Kameradrohnen. Sie überfliegen ein Stück dorniges Brachland, das zu Fuß schwer zugänglich ist. Der Drohnenpilot weiß nicht, was er sucht: Eine verletzte Frau? Eine Leiche? Ein Tatwerkzeug? Alles, was Menschen hier haben liegen lassen, wird eingesammelt: Kleidungsstücke, Getränkedosen, Plastiktüten, Schuhsohlen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

700 Polizisten, aus der ganzen Region herbeordert, arbeiten im Endinger Bürgerhaus im Schichtbetrieb. Viele bleiben nach Dienstende freiwillig, manchmal sind 150 Beamte auf einmal da. Aber der Druck verteilt sich nicht auf die vielen Köpfe. Er potenziert sich mit jedem Tag, an dem der Erfolg ausbleibt, so empfindet es Meyer.

Tag vier, Donnerstagsmorgen. Alle Flecken Richtung Riegel – dem Nachbarort – sind auf der Karte abgedeckt, alle Rebhütten durchsucht. Die Beamten werten jetzt die Funkzellendaten aus, die sie inzwischen bekommen haben: Carolins Nummer taucht in der Emmendinger Funkzelle auf, die an die Endinger Zelle anschließt. Die Ermittler finden heraus, dass ihr Handy um 15.48 Uhr »gecrasht« wurde, das heißt, »dass sich das Handy nicht normal ordentlich abgemeldet hat«, sagt Meyer. So etwas passiert, wenn der Besitzer in eine Tiefgarage fährt oder wenn das Handy zerstört wird, zum Beispiel weil es ins Wasser fällt.

Die Ermittler ziehen jetzt den Radius auf ihren Karten noch größer, hinein in das Gebiet »Erle« mit seinem Weiher. Um 15 Uhr ziehen zwei freiwillige Helfer des Tauchclubs Pinguine ihre Taucheranzüge über. Einer wird später berichten, wie er würgen musste, weil das Wasser so stank, wie seine Hände bei zehn Grad Wassertemperatur sofort kalt wurden, wie er sie über den Grund fahren ließ wie einen Scheibenwischer, nach etwas tastend, was ein Körper sein könnte. Am Rand des Weihers steht eine Schar von Journalisten.

Zeitgleich ist Revierleiter Meyer mit seinem Trupp Richtung Bahlingen ausgerückt, mit dabei haben sie einen Hund, der auf Leichengeruch trainiert ist. Auf der Höhe eines Waldes zieht der Hund nach links auf eine abschüssige Böschung. Die Erde ist nass, bemoost und voller Laub. Die Beamten rutschen den Hang hinunter bis zu einer kleinen, versteckten Ebene unterhalb des Waldes. Meyer sieht zuerst die lila Farbe von Carolins Joggingjacke. Er würde gern das Laub, das sich auf ihr gesammelt hat, zur Seite schieben. Aber er darf keine Spuren verwischen. Meyer wendet sich ab. Auch 40 Jahre Berufserfahrung helfen in diesem Moment nicht. Das Flatterband ist schon gespannt, als Pressesprecher Roth zeitgleich mit den ersten Reportern eintrifft. Er sagt: »Wir haben eine tote Frau gefunden, es könnte sich um die Vermisste handeln.« Die

Reporter fragen und fragen: Wer hat sie gefunden und in welchem Zustand? Musste sie leiden? Einer will bleiben, bis er den Leichenwagen filmen kann.

Hans-Joachim Meyer macht sich auf den Weg zum Polizeiposten im Bürgerhaus. Er geht zehn Minuten zu Fuß, muss Luft holen, braucht kurz Zeit für sich allein. Gut, dass man sie gefunden hat, denkt er. In diesem Versteck hätte sie Monate liegen können. Aber er weiß auch, was als Nächstes kommt. Im Bürgerhaus bespricht er sich mit den Kollegen, dann fährt er mit einem von ihnen los. Carolins Vater öffnet die Tür. Er sagt nicht Hallo. Er fragt: Isch's so weit? Ja, sagt Meyer, es ist so weit. Dann geht Carolins Vater rein und nimmt seine Frau in den Arm. Die Mutter will sofort zu ihrer Tochter. Carolins Ehemann sackt zusammen. Es ist das Ende des einen Albtraums und der Beginn eines neuen.

Um 16.45 Uhr, vier Tage nach Carolins Verschwinden, trifft die Meldung bei den Nachrichtenagenturen ein: »Am heutigen Donnerstag, 10. 11. 2016, kurz vor 15 Uhr, fanden Suchkräfte der Polizei in einem kleinen Waldstück zwischen Endingen und Bahlingen eine tote Frau. Mit hoher Wahrscheinlichkeit handelt es sich um die vermisste Carolin Gruber.«

An der Uni-Klinik Freiburg ist es kurz vor Mitternacht, als die Gerichtsmediziner ihre Arbeit aufnehmen. Fünf Stunden später ist klar: Der Täter hat Carolins Schädel mit einem Gegenstand, vermutlich einer Eisenstange, eingeschlagen. Davor hat er sie sexuell missbraucht. Beziehungstat, Zufallstat oder Nachahmung des Mordes in Freiburg? Auch die Freiburger Studentin war Opfer eines Sexualdelikts.

Wäre es ein Serientäter, dann tickte am Kaiserstuhl eine Bombe – nur drei Wochen liegen zwischen beiden Morden. In Endingen gehen Mütter inzwischen nicht mehr mit ihren Kindern auf den Spielplatz. Die Stadt ist abends wie ausgestorben. War es einer von außerhalb? Einer von hier? Fest steht nur: Carolins Mörder war hier, und er ist es vielleicht immer noch.

Im Revier der Kreisstadt Emmendingen richtet sich jetzt die neu gegründete Soko Erle in einer alten Villa ein. Einer der Leiter ist Thomas Schönfeld, ein Kommissar aus

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Freiburg, 56 Jahre alt, im Besprechungsraum seines Teams steht ein sechseckiger Tisch, nach einer Stunde ist er vollgestellt mit Bildschirmen und Telefonen.

Nach und nach tapezieren die Ermittler die Wände: mit Karten, Fotos, Personalien von Tatverdächtigen. Auf einem großen Schaubild verbindet ein Netz aus Linien beschriftete Kreise: Opfer, Ehemann, Eltern, Geschwister, Kollegen, Freunde: Wer kennt wen wie gut? Wer versteht sich und wer nicht? Wie ist Carolins familiäre Situation? Viele der Ermittler kennen die Familienverhältnisse auch so: geordnet, die Ehe ein unbeschwertes Jahr alt. Trotzdem müssen sie dieses Bild hinterfragen – 90 Prozent der Tötungsdelikte sind Beziehungstaten. Hatte Carolin vielleicht einen Liebhaber, wie manche jetzt im Ort verbreiten? Kann es sein, dass sie ihren Mann betrogen hat?

Beim Kriminaltechnischen Institut in Stuttgart wird unterdessen alles eingeliefert, was nun genau untersucht werden muss: die Kleidung des Opfers, Carolins Kopfhörer, eine Tüte voller Laub von der Fundstelle, Zigarettenschachteln und Scherben von Bierflaschen, die in der Nähe im Gestrüpp lagen. Auch hier in Stuttgart stehen die Kollegen vor einer Herausforderung: Unter fast 2000 Spuren sollen sie den entscheidenden Hinweis finden.

Samstag. Revierleiter Hans-Joachim Meyer fährt noch einmal nach Endingen, heute ist Markttag. Rund um den Platz am Brunnen flackert ein Meer aus Kerzen. Meyer will die Endinger heute nicht allein lassen mit ihren Ängsten, deshalb ist er hier, steht in Uniform zwischen den Marktständen. Eine Frau sagt: »Ich habe vier Töchter, kann ich mit denen noch raus? Sagen Sie mir, ob ich je wieder im Wald joggen kann!« Dann fängt die Frau plötzlich an zu weinen, dreht sich abrupt weg und läuft davon. Eine andere Frau geht auf Meyer zu und umarmt ihn. Andere fragen: »Was ist mit der Carolin passiert? Was tun Sie, damit wir wieder auf Straße können?« Die ganze Bevölkerung hat gebangt und gehofft, und jetzt verbindet sie Fassungslosigkeit, Trauer und Angst.

Das 40-köpfige Soko-Team um Leiter Schönefeld hat schon nach wenigen Tagen 260 Spuren und Hinweise gesammelt. Und es werden immer mehr – auch wenn viele

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Endinger tagelang mit sich ringen, ob sie ihre Beobachtungen melden sollen. Wenn die Polizei jemanden besucht, weiß die ganze Stadt Bescheid.

Schönefeld und sein Team verhören einen jungen Mann, der im Ort schon aufgefallen war, weil er jungen Frauen hinterhergeguckt hatte. Ein Kauz, ein Einzelgänger, vielleicht eine heiße Spur. Seine Wohnung wird durchsucht. Am Ende hat seine Mutter einen Nervenzusammenbruch und Schönefeld die Erkenntnis, dass der Mann nichts mit der Tat zu tun hat.

Zwei Zeugen erzählen von einem schwarzen VW Tiguan, den sie am Nachmittag der Tat am Waldrand gesehen haben. Andere von einem silbernen Passat, der mit offener Heckklappe an einem Rebstück parkte, und einem jungen Mann in Baggy Jeans, der sich in den Weinreben herumgetrieben haben soll.

Die Ermittler arbeiten einen Hinweis nach dem anderen ab, inzwischen sind es 300. Am Ende gehört der Passat zu einem Weinbauern, der am Sonntag arbeitete und auch den jungen Mann in Jeans gesehen hat. Auch dieser junge Mann taucht auf, auch er hat nichts mit der Tat zu tun. Nur der schwarze Tiguan kann niemandem zugeordnet werden.

»Die Spuren deiner Worte. Die Spuren deiner Umarmung. Die Spuren deines Lachens. Niemand kann sie uns auslöschen. Unsere Welt steht still. Du wirst immer bei uns sein«, steht in der Traueranzeige, die in der *Badischen Zeitung* erscheint.

400 Hinweise. Immer noch kein Tatverdächtiger.

Zwei Dutzend Sachbearbeiter sind damit beschäftigt, die Daten der Netzbetreiber in Excel-Tabellen umzuwandeln und auszuwerten. Das Problem: Auf dem Land gibt es wenige Funkmasten, die Funkzelle ist riesig. Fast eine Million Telefonnummern liegen im Soko-Hauptquartier. Wer war am Sonntag in der Endinger Funkzelle eingeloggt, wer sind die Inhaber der Anschlüsse? Kennen sie das Opfer, haben sie Vorstrafen?

Der Trauergottesdienst findet zwei Tage später in der Endinger Pfarrkirche statt. 500 Menschen drängen sich in die Kirche, noch mal so viele stehen draußen, obwohl

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

der Gottesdienst nicht per Lautsprecher übertragen wird. Revierleiter Meyer steht in Uniform am Rand und hofft, die Fassung wahren zu können. Seine Kollegen schirmen die Familie vor der Öffentlichkeit ab und begleiten sie später zur Beisetzung in Carolins Heimatdorf Oberrotweil, wo sie schon die umliegenden Hügel nach Fotografen mit Zoomobjektiven abgesucht haben. Keiner soll die Trauergemeinde heimlich filmen und die Bilder an die Presse geben können.

In Emmendingen arbeitet die Soko weiter Hinweis nach Hinweis ab, auch wenn er noch so unwichtig erscheint. Die Ermittler müssen kreativ sein, müssen immer wieder neu und quer denken, um in der Masse der Informationen Widersprüche und Zusammenhänge zu erkennen. Müssen genug Ausdauer haben für immer neue Diskussionen in den Besprechungen, in denen jeder Gedanke angehört und ernst genommen wird.

Soko-Leiter Thomas Schönefeld ist neben der Ermittlungsarbeit damit beschäftigt, das Team zusammenzuhalten. Nach vielen Jahren im Dienst hat er ein gutes Bauchgefühl. Er merkt, wenn jemanden der Mut verlässt oder er mit der Arbeit nicht hinterherkommt. Er koordiniert, wenn einer wegen der Familie nach Hause muss, er hört zu, wenn jemand überfordert ist. Er muss die Kräfte einteilen, seine eigenen und die der 40 Soko-Kollegen. »Ich hatte keine Ahnung, ob die Suche nach dem Täter ein Sprint wird oder ein Marathon«, sagt er später.

In Stuttgart arbeiten auch die Kriminaltechniker die Nächte und Wochenenden durch. Unter dem Mikroskop suchen sie jeden Quadratmillimeter von Carolins Laufhose nach Spuren ab, sichern Hautschuppen mit einer Pinzette. Damit selbst kleinste Partikel brauchbar werden, können sie die DNA auch vervielfältigen, was dauert, manchmal Wochen. Erst dann können sie sie abgleichen – mit den Daten von vorbestraften Straftätern, mit Personen aus dem Umfeld des Opfers oder mit potenziellen Tatverdächtigen. Nicht jede DNA kann zugeordnet werden. Manchmal sind genau das die heißen Spuren – weil sie auf einen Verdächtigen hinweisen, der erst später ins Visier gerät. Manchmal sind es einfach nur Zufallsfunde.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Tag acht. Die Staatsanwaltschaft setzt für Hinweise, die zur Ermittlung oder Ergreifung des Täters führen, eine Belohnung in Höhe von 6000 Euro aus. Dazu kommen 22 500 Euro von Privatpersonen aus Endingen.

Tag zehn. Eine Zeugin sitzt im Hinterzimmer der alten Villa in Emmendingen. Sie versucht, einem Phantombildzeichner den Mann zu beschreiben, den sie an jenem Sonntag gesehen hat. Eigentlich war sie ganz nah an ihm vorbeigefahren in der Nähe des Fundorts. Jetzt kommt es ihr komisch vor, dass er sich wegdrehte, als sie vorbeifuhr, so tat, als würde er telefonieren. Irgendwie ähnelt das Bild ihm doch nicht so richtig. Aber es ist das einzige, das die Kollegen haben. Sie geben es raus.

Die Soko arbeitet an sieben Tage die Woche, fast rund um die Uhr. Aus Tagen werden Wochen.

Am 2. Dezember nehmen die Freiburger Kollegen den mutmaßlichen Mörder der Studentin fest – ein scheinbar minderjähriger Flüchtling aus Afghanistan. Er soll die Studentin vom Fahrrad gezerrt, gewürgt und vergewaltigt haben, dann habe er sie im Fluss ertrinken lassen. Ist er auch Carolins Mörder?

Die Kriminaltechniker in Stuttgart fangen an, die DNA aus Endingen und Freiburg abzugleichen. Das Ergebnis ist noch am selben Wochenende da: Hussein K. ist nicht der Mörder von Carolin. Aber könnte auch Carolins Mörder ein Flüchtling gewesen sein? Der Kaiserstuhl liegt auf der Route, über die Flüchtlinge aus dem Balkan nach Deutschland kommen. Schönefeld schickt seine Leute in die Flüchtlingsunterkünfte in der Region. Nichts.

An Weihnachten haben sich bei der Soko 2400 Hinweise gesammelt. Als das neue Jahr beginnt, wird Soko-Leiter Schönefeld klar: Das wird ein Marathon.

Aber dann kommt der 17. Januar 2017. Thomas Schönefelds Telefon klingelt, es ist 16.30 Uhr. Als er die Stimme vom Chef der Kriminaltechniker in Stuttgart hört, läuft es ihm eiskalt über den Rücken – die Tatmerkmale stimmen mit Merkmalen einer ähnlichen Tat im österreichischen Kufstein vom Januar 2014 überein: Damals ging die französische Austauschstudentin Lucile gegen Mitternacht an der Promenade entlang zu

Freunden, als sie angegriffen, vergewaltigt und ermordet wurde. Beide Frauen waren jung, hübsch, schlank, mit langen Haaren. Beide Male hatte der Täter die Frauen sexuell missbraucht, vermutlich mit einem Gegenstand, ohne Spermaspuren zu hinterlassen. Beide Tatorte liegen in Autobahnnähe, an europäischen Verkehrsachsen. Beide Morde passierten an einem Sonntag. Beide Frauen wurden erschlagen. In Kufstein fand die Polizei später im Fluss eine Eisenstange. In Endingen haben die Ermittler immer noch keine Tatwaffe finden können – aber dass auch Carolin mit einer Eisenstange erschlagen wurde, vermuten sie.

Schönefelds Gedanken überschlagen sich: Was müssen wir als Erstes tun? Woher kriegen wir welche Infos? Wer hat in Österreich gewohnt, gearbeitet und ist jetzt am Kaiserstuhl? Sie haben jetzt wieder eine heiße Spur.

Eine Stunde später stehen drei Flipcharts voller Fragen, Ideen und Ermittlungsansätzen im Raum. Die Autobahn, die Sonntage, denkt Schönefeld. An Sonntagen müssen Lastwagenfahrer pausieren. In Endingen hat zwar keiner einen Laster beobachtet – das wäre aufgefallen auf den kleinen Rebwegen. Aber die Autobahn liegt nur fünf Kilometer entfernt. Chefermittler Schönefeld spricht mit den österreichischen Kollegen. Die erklären ihm, dass eine Eisenstange, wie sie im Kufsteiner Mordfall benutzt wurde, normalerweise bei hydraulischen Hebesystemen gebraucht wird, zum Beispiel zum Abkippen von Lkw-Führerkabinen.

Die Österreicher übermitteln die Go-Box-Daten, mit denen die Lkw-Maut in Österreich erhoben wird. Jedes Fahrzeug mit mehr als 3,5 Tonnen hat eine solche Box. Zwei Wochen lang gleicht ein Sachbearbeiter 43 000 Datensätze von fünf Mautstationen miteinander ab: Wer hat mehrere der Stationen passiert? Wer ist direkt nach der Tatzeit auf die Autobahn gefahren? Wo ist ein Lkw-Fahrer am Samstag angereist, konnte aber erst sonntags abladen? Die Soko fängt an, die Halter von 8500 ermittelten Fahrzeugen zu suchen, filtert knapp 300 Fahrzeuge heraus, die zur relevanten Tatzeit in Kufstein einen Aufenthalt eingelegt haben. Da es in Deutschland keine vergleichbare Maut gibt, liegen keine vergleichbaren Daten aus Endingen vor.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Dann werden alle Speditionen im Umkreis von Emdingen und alle Personen mit Lkw-Führerschein kontaktiert. Ein Teil des Teams fährt los und klappert Tankstellen und Raststätten ab. Versucht, mit den Fahrern ins Gespräch zu kommen, verteilt Flugblätter auf Italienisch, Spanisch, Polnisch, Rumänisch. Das Phantombild wird ausgehängt.

Auch Holger Döpke pinnt das Bild ans Schwarze Brett seiner Firma. Döpke ist der einzige große Spediteur am Kaiserstuhl. Seine Lastwagen fahren zwar nicht nach Kufstein, aber Döpke erinnert sich, dass einer der Fahrer früher für eine österreichische Firma gearbeitet hat. Das Phantombild ähnelt dem Mann nicht, trotzdem meldet der Spediteur sich bei der Polizei. Beamte nehmen DNA-Proben von einzelnen Fahrern. Es gibt keinen Treffer.

Die Soko Erle arbeitet jetzt seit vier Monaten. Die Datenmengen im Computer wachsen, auf dem großen, sechseckigen Schreibtisch in der alten Villa in Emmendingen stapeln sich die Papiere, werden abgeheftet, 200 Aktenordner stehen inzwischen im Nebenzimmer. 3300 Hinweise. Aber noch immer keine konkrete Spur zu einem Tatverdächtigen.

Soko-Leiter Thomas Schönefeld verbringt oft schlaflose Nächte, seit es den Anschein hat, dass die Taten in Österreich und Emdingen zusammenhängen könnten. Er befürchtet, der Täter könnte noch einmal morden, bevor sie ihn finden.

Im Februar 2017 sind es 4200 Hinweise. Immer noch kein Tatverdächtiger. Die Soko lässt die Eisenstange aus Österreich kommen. Mitarbeiter verschicken Fotos und Konstruktionszeichnungen der Stange an Lkw-Hersteller, bei anderen fragen die Kollegen direkt: Wer verwendet sie, welche Spediteure besitzen solche Modelle, wohin liefern sie?

Zwei Wochen muss Schönefeld warten, bis ein Sachbearbeiter die Tür zum Büro mit dem großen Tisch aufreißt. Er wedelt mit einer ausgedruckten Mail in der Hand. Der Lastwagenbauer Iveco hat sich gemeldet: Die Stange gehört zu ihrer Flotte. Ein riesiger Erfolg für die Ermittler: Sie können jetzt abgleichen, welche der an den

Mautstationen erfassten Fahrzeuge von Iveco kommen und wer zur fraglichen Zeit am Steuer saß. Die Österreicher hatten diese Daten nie ausgewertet, weil es erst durch den Endinger Mordfall Anhaltspunkte dafür gab, dass der Täter ein Lastwagenfahrer sein könnte.

Es dauert quälend lange drei Monate, erst dann liegt eine Liste mit 13 Iveco-Lastern vor den Sacharbeitern. Nur eines der Fahrzeuge war zum Tatzeitpunkt mit nur einem Fahrer besetzt. Er arbeitet heute in der Spedition Döpke. Sein Name: Catalin C., ein Rumäne.

C. wohnt nicht in Endingen. Aber sonntags ist er immer hier – von einer Tankstelle vor Endingen holt er die Wäsche der Lkw-Fahrer und schiebt sie in die Waschmaschine in der Firma. Plötzlich gewinnt auch der in der Nähe des Tatorts beobachtete schwarze VW Tiguan wieder an Bedeutung: C. fährt genau so ein Auto.

Es ist der 1. Juni, als Schönefeld zwei seiner Mitarbeiter zur Spedition Döpke schickt. Sie sollen C. mit der Tatsache konfrontieren, dass er 2014 zur Tatzeit in Kufstein war. Aber die Beamten gehen ohne Dolmetscher los, und Catalin C. spricht kaum Deutsch. Dass sie eine Speichelprobe von ihm wollen, versteht er trotzdem, er gibt sie ganz entspannt ab. Als Schönefeld das hört, wundert er sich: Wenn C. der Täter ist, warum verhält er sich so? Oder ist ihm nicht klar, dass eine solche DNA-Probe ihn überführen könnte?

Thomas Schönefeld fordert einen Hubschrauber an, damit die Speichelprobe so schnell wie irgend möglich nach Stuttgart kommt. Zwei Stunden nach der Entnahme sitzen die Kriminaltechniker über dem Mikroskop, extrahieren die DNA von dem Wattestab-Abrieb und fangen an, sie mit der DNA vom Fundort abzugleichen.

Zum ersten Mal seit sieben Monaten sitzen die Mitarbeiter der Soko Erle an diesem Abend zusammen, werfen den Grill an. Die Ermittlungsgruppe wird auf 20 Mann schrumpfen, für viele Kollegen ist es heute ein Abschiedsabend. Aber ist es auch das Ende des Falls? Haben sie den Täter? Oder geht der Marathon weiter? »Wir können nicht noch mal von vorne anfangen«, denkt Schönefeld. »Die Luft ist raus.« Er

versucht, seine Zweifel zur Seite zu schieben. Ein Lkw-Fahrer mit Iveco-Fahrzeug, der am 14. Januar 2014 auch in Kufstein war – so viele Zufälle kann es nicht geben. Aber dann steht Polizeisprecher Walter Roth da und sagt: »Und wenn die DNA nicht übereinstimmt?«

Der Spediteur Holger Döpke verbringt eine unruhige Nacht, seine Gedanken hören nicht auf, um seinen Mitarbeiter zu kreisen. Catalin C. ist Familienvater, ein freundlicher Mann, höflich und zuverlässig, da sind sich alle im Team einig. In knapp zwei Jahren hat er keinen Unfall gebaut, er hat nicht einmal eine Schramme in den Lack seines Lasters gefahren. »Das schafft nur einer von 200. Arbeitstechnisch eins a«, sagt Döpke.

Um drei Uhr morgens fährt Döpke in seine Firma, um zu kontrollieren, ob C. seine Frühschicht antritt – die Ermittler wollen am Vormittag noch einmal mit einem Dolmetscher zur Vernehmung vorbeikommen. C. erscheint wie immer pünktlich zur Arbeit. »Er ist also nicht abgehauen«, denkt Döpke erleichtert. »Dann wird er wohl kaum der Mörder sein.«

In Emmendingen ist Soko-Leiter Schönefeld mitten in einer Besprechung, als um kurz nach 14 Uhr sein Handy vibriert. Er steht auf und geht Richtung Tür, nimmt auf dem Weg ab. Dann, so beschreibt es ein Kollege später, läuft sein Gesicht erst rot an, dann wird Schönefeld kalkweiß. Ein Beamter zieht schnell einen Stuhl zur Tür und drückt den Soko-Leiter drauf. Schönefeld stehen Schweißtropfen auf der Stirn. Sollen wir einen Arzt rufen?, fragen seine Kollegen. Schönefeld wehrt barsch ab: Nein, wir haben zu tun! Schönefeld muss einen Mörder festnehmen lassen.

Die Beamten rufen Holger Döpke an, bitten ihn, Catalin C. hinzuhalten, damit er das Büro nicht verlässt. In dem Moment ahnt Döpke, dass er gerade vor einem Mehrfachmörder sitzt. Er ist unbewaffnet, er fängt an, krampfhaft Dokumente zu sortieren, vermeidet jeden Blickkontakt mit seinem Mitarbeiter. Aber der sitzt nur ganz ruhig da.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Als die Beamten vorfahren, sitzt C. noch immer bei Döpke im Büro. Vier Polizisten treten ein, sie sind bewaffnet, tragen schusssichere Westen. Ohne jeden Widerstand legt C. die Hände auf den Rücken und lässt sich festnehmen. Die Fragen der Polizei beantwortet er pflichtbewusst – nach seiner Vita, nach seinem Aufenthalt in Kufstein. Nur als der Beamte fragt: »Wir haben Ihre DNA am Opfer gefunden. Wie erklären Sie sich das?«, sagt er nichts. Er starrt auf den Boden, regungslos. Nur in einer Rauchpause zittern seine Hände, erzählt Döpke später.

Ein Sachbearbeiter der Soko ruft bei Polizeisprecher Walter Roth an: »Sitzscht?« – »Ich brauch net sitzen. Sprich!« Der Kollege sagt nur: »Treffer.« Roth liest die Mail, die der Sachbearbeiter ihm weitergeleitet hat, immer wieder. Die Kriminaltechnikerin, die den DNA-Abgleich gemacht hat, schreibt darin unmissverständlich: Es gibt eine Übereinstimmung zwischen der DNA von den Fundorten und der von Catalin C.

Walter Roth ruft seine Frau an. Er fragt nur: Wär's für dich ein Problem, wenn wir meinen 60. Geburtstag morgen verschieben? Sie sagt: Ihr habt ihn!

Roth organisiert eine Pressekonferenz. Weil den Endingern der Tod von Carolin so nahegegangen ist, verlegt er sie in die Stadthalle, er will auch die Bürger persönlich informieren, nicht nur die Journalisten. 400 Menschen kommen. Sie wollen wissen, ob sie acht Monate nach dem Mordfall wieder allein vor die Tür können. Aber die Ermittler sagen nicht, was die Endinger sich wünschen: »C. war's!« Sie drücken sich vorsichtig aus, sie müssen sich rechtlich absichern. Also ist es der Bürgermeister, der schließlich vors Mikrofon tritt und mit fester, lauter Stimme sagt: »Ich glaube sicher, dass wir ihn haben.«

An diesem Samstag besucht Revierleiter Meyer aus Endingen den Friedhof des Städtchens. Zu Ehren von Carolin. Es ist schon warm an diesem Frühsommertag. Meyer sieht drei Freundinnen von Carolin an ihrem Grab sitzen, es ist voller Schmuck und Engelsfiguren, der Grabstein strahlt schneeweiß in der Sonne. Die Frauen haben Sekt und Gläser ausgepackt, Richtung Grabstein stoßen sie darauf an, dass der Täter gefasst ist. Sie erkennen Meyer, prosten ihm zu.

Dezember 2017, zwei Tage vor Weihnachten. Saal 4 der Schwurgerichtskammer des Landgerichts Freiburg ist bis auf den letzten Platz besetzt, viele Familienmitglieder und Freunde von Carolin sind da. Catalin C. sitzt mit gesenktem Kopf auf der Anklagebank. Der Gerichtsgutachter sagt, er habe selten so einen in sich gekehrten, emotionslosen Mann erlebt. »Wie durch eine Glaswand« habe er mit ihm gesprochen. Ein extrem verschlossener und einsamer Mann. Sein Vater verprügelte ihn als Jugendlicher, jahrelang hat er von ihm nichts gehört. Von seiner Mutter weiß Catalin C. nicht einmal, ob sie noch lebt. Emotionen habe er nur gezeigt, wenn es um seine Frau und seine drei Kinder in Rumänien ging. Angeblich habe er ein gutes Verhältnis zu seiner Frau. Aber Catalin C. hat im Internet regelmäßig nach anonymen Sex-Treffs gesucht. 2005 hatte er im Streit eine Prostituierte in Rumänien mit einem Messer angegriffen. Das Verfahren wurde damals eingestellt.

»Dass der Angeklagte Carolin G. vorsätzlich getötet hat, braucht keiner weiteren Ausführung«, sagt die Vorsitzende Richterin. C. habe Carolin den Schädel eingeschlagen, er sei entschieden gewesen, sie nicht am Leben zu lassen. Mit derselben Entschlossenheit habe er zwei Jahre vorher Lucile K. getötet. Als die Richterin das Urteil spricht, ringen viele im Saal mit den Tränen, aus Trauer um Carolin, auch aus Erleichterung. Der Mörder ist endlich gefasst. Catalin C. wird des Mordes und der besonders schweren Vergewaltigung für schuldig gesprochen. Er wird für den Rest seines Lebens hinter Gittern sitzen. Die Richterin lobt die Polizei: »Hier wurde unter großem Einsatz und unendlichem Fleiß große Arbeit geleistet.«

Im Soko-Revier in Emmendingen haben Beamte mittlerweile die Fahndungsbilder abgehängt und die Flipcharts abgebaut. In Endingen fühlen sich die Bürger so, als könnten sie in ihrer Stadt endlich wieder atmen. Trotzdem. Nur einfach so in den Weinbergen joggen, ohne einen Nebengedanken, das geht nicht mehr.

In der Kleinstadt trauen sich die Bürger kaum noch allein auf die Straße. Ist unter ihnen ein Serienmörder?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Zwei Zeugen melden sich bei der Polizei und berichten von einem Schrei, den sie in den Weinreben gehört hätten

Die Ermittler arbeiten 4200 Hinweise ab, dann haben sie einen Tatverdächtigen. Aber ist er der Mörder?

Hinter der Geschichte: Die Autorin lebt in Berlin, kommt aber aus einer Kleinstadt in Baden-Württemberg. (Mit dem Polizeisprecher Walter Roth ist sie nicht verwandt.) Sie fragte sich: Wie arbeiten Ermittler an einem Ort, wo jeder jeden kennt? Sie verbrachte vier Tage in Endingen. Während der Recherche lief sie die Strecke ab, auf der Carolin ihren Mörder traf. Ein unheimliches Gefühl – obwohl der Täter damals schon gefasst war.

Polizisten suchen in den Weinbergen bei Endingen nach Hinweisen

An einem Sonntagnachmittag ging Carolin joggen – und traf ihren Mörder

Die Ermittler sind sicher: Der Mörder ist ein Lkw-Fahrer.

Frau Millgramm geht stehlen

Die Rentnerin Ingrid Millgramm, 84 Jahre alt und früher eine reiche Frau, hat im Monat nur ein paar Euro zum Leben. Sie klaut Lebensmittel im Supermarkt und muss zwei Monate lang ins Gefängnis. Sie konnte nicht anders.

Von Cathrin Schmiegel, Der SPIEGEL, 09.06.2018

Sie hatte in ihrem Leben zwei Ehemänner verloren und ihr ganzes Vermögen, als Ingrid Millgramm, geboren 1933, in einem Supermarkt stand und eine Packung Rinderhackfleisch aufriss, 500 Gramm, reduziert. In ihr Gesicht schoss rote Hitze, doch sie hatte sich entschieden.

Sie nestelte einen Gefrierbeutel aus ihrem Weidekorb und schüttelte das Hackfleisch hinein, sah über ihre Schultern, nach rechts, nach links, zur Fleischtheke hinüber, zum Kühlregal. Beobachtet mich jemand?

Sie lief nach vorn mit zögernden Schritten, eine Frau im Pelzmantel, mit zurechtgezupften Locken, koloriertes Mittelblond, lief vorbei an Saftpackungen, Pralinen, Tulpensträußen. An der Kasse legte sie die Butter auf das Band, das erste und das zweite Paket Knäckebrötchen. Nur den Klumpen Fleisch ließ sie im Korb, den sie mit kalten Fingern umklammerte.

An diesem Frühlingstag 2013 wurde Ingrid Millgramm, Rentnerin im Unterallgäu, zu einer Diebin.

Fünf Jahre sind seitdem vergangen, da sitzt sie in ihrem Wohnzimmer in Bad Wörishofen, Kneippkurort mit Wirtshäusern und Bergen, gemeißelt in den Horizont. Sie versinkt in ihrem geblühten Ohrensessel, lehnt sich zurück, erschöpft von den vergangenen Wochen. Sie ist, wie bei jedem der folgenden Treffen, akkurat gekleidet, sie trägt Bundfaltenhose, selbst gestrickten Zopfpullover, passende Ohrstecker, dezente Lidschatten und Lippenstift, mal orange, mal rosa. Sie trinkt entkoffeinierten

Kaffee aus Instantpulver, und sobald sie ihre Tasse leer getrunken hat, steht sie auf und zieht den Lippenstift nach.

Ingrid Millgramm hat, nach diesem ersten Diebstahl im Frühjahr 2013, noch häufiger Lebensmittel gestohlen. Sie musste deswegen ins Gefängnis gehen, sie hat 55 Tage und 15 Stunden in einer Doppelzelle in Memmingen gesessen. Mit 84 Jahren. Weil sie Waren im Gesamtwert von 84,65 Euro gestohlen hatte.

Sie lebt in einer Wohnung, vollgestellt mit Landhausmöbeln, mit Kristallgläsern in der Vitrine und einer vergoldeten Uhr an der Wand. Wenn man nur dieses Bild von ihr kennen würde, eine stolze Frau in stolzer Umgebung, dann wäre es schwer, den Diebstahl von 500 Gramm Rinderhack damit in Übereinstimmung zu bringen. Sie ist ja keine, die dem Klischee des Armutsrentners entspricht, sie streift nicht um die Bahnhöfe, um Pfandflaschen aus den Mülleimern zu fummeln, sie schnippelt keine Karotten in irgendwelchen Großküchen, um ein paar Euro dazuzuverdienen zur dünnen Rente.

Warum macht sie das eine, statt das andere aufzugeben? Warum stiehlt sie, statt ihr Leben zu ändern? Warum gibt sie ein Bild von sich ab, das nicht stimmt?

Wenn man Ingrid Millgramm statistisch erfassen will, dann gehört sie zu den knapp 2,9 Millionen Rentnern in Deutschland, die bei den Behörden als "armutsgefährdet" gelten. Solchen Menschen bleibt im Monat etwas mehr als die Hälfte des mittleren Pro-Kopf-Einkommens. In Bayern heißt das: weniger als 1025 Euro. Meistens sind Frauen betroffen mit einer Biografie wie Ingrid Millgramm: über 65 Jahre alt, Mütter, Geringverdienerinnen oder Langzeitarbeitslose, häufig Witwen, die kaum über eine eigene Rente verfügen und die in einer Zeit arbeitsfähig waren, als im deutschen Gesetzbuch noch stand, dass der Ehemann darüber entscheiden darf, ob seine Partnerin arbeiten soll oder nicht.

Ingrid Millgramm macht, was Menschen in so einer Situation eben machen. Sie stoppelt sich ihr Auskommen zurecht. Sie versucht, die Grundsicherung zu bekommen, eine Sozialleistung aus Steuergeldern, sie bezieht Wohngeld. Sie könnte, wie das viele in ihrer Lage machen, ihren Hunger bei den Tafeln stillen, Stuhl an Stuhl mit Obdachlosen und Geflüchteten. Aber das will sie nicht. Sie sagt, dass sie das Essen da

nicht verträge. Aber wahrscheinlich ist das eine Schutzbehauptung. Vermutlich stimmt eher, dass sie das nicht will. Sie wäre ja der perfekte Gast für jede Talkshow, in der die Frage verhandelt wird, wie es sein kann, dass in der superreichen Bundesrepublik Deutschland alte Menschen leben, die sich keine eigenen Lebensmittel leisten können. Sie wäre das ideale Opfer.

Vielleicht haben die Widersprüche der Ingrid Millgramm vor allem mit der Sehnsucht zu tun, ihre Würde zu erhalten.

Was ihr bleibt zum Leben, was reinkommt und was rausgeht jeden Monat, hat sie mit einem Kugelschreiber auf einen Zettel geschrieben, in kleiner, enger Schrift:

Die Ausgaben:

506,- Miete

24,- Strom

40,- Telefon

4,50 Mieterverein

13,12 Rundfunkgebühr

5,12 Hör Zu

zirka 8,31 Krankenkasse

zirka 15,- an Medikamenten selbst zu zahlen

80,- Bamberg Gerichtskosten in monatlichen Raten

8,10 Bankgebühren

704,15 Euro

Die Einnahmen:

423,52 Witwenrente

302,18 Rente

51,- Mietbeihilfe

776,70 Euro

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Nach dieser Rechnung bleiben Ingrid Millgramm im Monat 72,55 Euro zum Leben.

776,70 Euro bekommt sie jeden Monat. 302,18 Euro sind ihre eigene Rente, dazu 423,52 Euro, die ihr zustehen als Witwe ihres zweiten Mannes, Karl-Heinz, gestorben an Magen-Darm-Krebs. Dazu kommt seit ein paar Jahren Wohngeld. Alle zwölf Monate muss sie das beantragen, bringt dafür ihre Unterlagen zu einem Beamten der Bürgerhilfe ins Rathaus, 450 Meter von ihr entfernt, legt sie auf seinen Tisch neben den Antrag, den sie ohne seine Hilfe nicht versteht. Nur um zu beweisen, dass sie auch keinen Cent zu viel besitzt für einen Zuschuss: die Kontoauszüge der vergangenen drei Monate, ihren Mietvertrag, Rentenbescheide. Mittlerweile, sagt Millgramm, habe sich der Zuschuss, den sie nach der Haft bekommen hat, auf 51 Euro monatlich reduziert. Weil sie ein paar Spenden von Fremden bekommen hatte. Die Kurzfassung ihrer Geschichte hatte in den Medien gestanden: Oma klaut im Supermarkt und muss in den Knast.

Sie muss von dem wenigen Geld ihre Rundfunkgebühren, ihre Herztabletten und ihre Aufbauspritzen zahlen, von denen sie jedes Jahr mehr braucht, ihre Miete, ihr Essen, jede Kleinigkeit. Seit den Diebstählen sind auch noch 80 Euro monatlich fällig, um ihre Gerichtskosten bei einer Stelle in Bamberg zu begleichen.

In ihrem Leben gibt es fast niemanden mehr, der ihr helfen könnte. Sie lebt allein in ihrer Wohnung, 70 Quadratmeter groß, weil sie keine kleinere finden konnte, wie sie sagt. Vielleicht wollte sie auch keine kleinere finden. Vielleicht klammert sie sich an diese Wohnung, weil sie das Gefühl hat, schon genug verloren zu haben.

Ihre Verwandten sind seit Jahren tot. Mit ihren Töchtern, mittlerweile 60 und 58 Jahre alt, hat sie sich vor Langem schon zerstritten. Ihre letzte Freundin wohnt 270 Kilometer weit entfernt, für jemanden in ihrem Alter ist das eine unüberbrückbare Distanz. Nur selten kommt einer aus der Nachbarschaft, kauft für sie ein, was sie sich leisten kann.

Seitdem sie entlassen wurde aus der Haft, rufen gelegentlich Fremde an, die in den Nachrichten von ihr erfahren haben, Bekannte, ihre Bewährungshelferin, die sie ein paar Minuten von ihrer Einsamkeit erlösen. In all den Gesprächen wiederholt sie diesen

einen Satz: "20 Pfund habe ich abgenommen bei dem Gefängnisfraß." Abends ist Ingrid Millgramm wieder allein. Dann, erzählt sie, setzt sie sich in ihren Ohrensessel, starrt auf ihren Röhrenfernseher bei gedimmtem Licht: Jeden Abend sieht sie die "Tagesschau" und all die Talkshows, Markus Lanz, Anne Will, Frank Plasberg. Vor einiger Zeit war Jens Spahn zu Gast bei "Hart aber fair". Der hatte Tage zuvor erklärt, mit der Grundsicherung habe jeder, was er zum Leben brauche. Millgramm rief ihm durch die Fernscheibe zu: "Dir würde ich gern mal eine scheuern. Wie soll man mit dem bisschen Geld denn leben?"

An dem Tag im Sommer, als Millgramm das erste Mal stahl, war ihr Konto wieder leer, in ihrem Geldbeutel lagen ein paar Cent. So erzählt sie es. Da rückte sie an der Kasse zur Verkäuferin auf, die zog die Butter über den Scanner, die erste und die zweite Packung Knäckebrot. Millgramm fühlte sich schäbig, als sie nur drei der vier Produkte bezahlte. Das Fleisch hatte sie in ihrem Gefrierbeutel versteckt, weil sie hoffte, niemand könne so ihren Diebstahl nachweisen. Als sie den Laden verließ, konnte sie nur noch daran denken, wie es schmecken würde, das Hackfleisch, angebraten in Butter, serviert mit ein paar Nudeln und viel Salz.

In dem Sozialpakt der Vereinten Nationen, Artikel 11 Absatz 1, steht:

"Die Vertragsstaaten erkennen das Recht eines jeden auf einen angemessenen Lebensstandard für sich und seine Familie an, einschließlich ausreichender Ernährung, Bekleidung und Unterbringung, sowie auf eine stetige Verbesserung der Lebensbedingungen."

Was kann mit Menschen passieren, die in Armut geraten sind, ob unverschuldet oder wegen eigener Fehler? Eine Antwort darauf liefert die Geschichte von Ingrid Millgramm. Sie hat, angekommen im letzten Stadium ihres Lebens, den Halt verloren, und da ist kein von einem starken Sozialstaat gesponnenes Netz, das stark genug wäre, sie aufzufangen. Ihre Geschichte ist erzählt aus ihrer eigenen Perspektive, sie fügt sich

zusammen aus der Erinnerung der alten Frau, ihrem Alltag, aus Bescheiden der Versicherung und des Gerichts sowie aus Gesprächen mit ihrer Anwältin.

Ingrid Millgramms Geschichte beginnt im September 1933 in Wuppertal, Nordrhein-Westfalen, wo damals überdurchschnittlich viele Anhänger der sozialistischen Arbeiterbewegung lebten und noch mehr von der NSDAP. Ihr Vater, ihre Mutter und ihre Großeltern, sagt Millgramm, entstammen der wohlhabenden Arbeiterschicht, mit einer Wohnung auf einer eigenen Etage, einem Hühnerstall und dem Gemüsebeet im Garten, wo sie Kartoffeln anbauen, Wirsing, Weißkohl.

Kurz vor dem Krieg wird ihr Vater zur Marine eingezogen. Von ihm bleiben dem Mädchen jahrelang nur Briefe und gelegentliche Fronturlaube. Ihre Mutter erkrankt an Meningitis. Wenn sie nicht für Monate im Sanatorium verschwindet, liegt sie in ihrem Bett, jedes Knarren des Holzbodens verschlimmert den Kopfschmerz. Damals lernt das Mädchen, was es heißt, sich um jemanden zu sorgen und andauernd zu hungern. In den Nächten, wenn der Fliegeralarm verstummt und die Menschen sich aus ihren Kellern trauen, legt Ingrid sich im Stall zwischen die Hühner in den Kot, hält ihre blauen Kinderaugen offen, nur um all die Fremden davonzujagen, die ihr das Gemüse stehlen wollen. Am Morgen gräbt sie Kartoffelknollen aus der Erde, schneidet sie in dünne Streifen, heizt den Kachelofen in der Küche an, wirft die Scheiben in die Pfanne. An solchen Tagen isst sie mit ihrer Mutter, schweigt.

Wenn sie ihre Tante besucht, kann sie vor ihren Sorgen fliehen. Die Tante wohnt in Berlin beim Bahnhof Zoo. In einem Café kauft das Mädchen Eis, soviel es essen kann, Schokolade, Erdbeer. Oder es läuft den ganzen Tag an der Hand seiner Tante durch das KaDeWe und probiert Schnürschuhe an und Kleider aus dickem Stoff und eine Mütze mit Streifen. Immer sagt die Tante: "Das ist wie für dich gemacht", bezahlt für das Mädchen und schickt es mit vollen Tüten zurück nach Wuppertal.

Es gibt heute noch ein Foto in Ingrid Millgramms Wohnzimmer auf der Kommode aus Mahagoniholz, da trägt sie diese Sachen, schaut an der Seite ihrer Mutter in die Kamera. Man läuft in dieser Wohnung ständig an diesem Foto vorbei. Man entkommt ihm nicht.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

In den Fünfzigerjahren erlebt sie den Rhythmus des Wirtschaftswunders am Tagesablauf ihres Vaters. Jeden Morgen verlässt er um 7 Uhr das Haus, kommt um 17 Uhr zurück, bringt Brot, es ist noch warm. Dann zieht er sich seine weiße Arbeitskleidung wieder an, arbeitet weiter bis 21 Uhr als Maurer und Stuckateur. Sie selbst wird Maßschneiderin für Damen und Herren, strickt nebenher jeden Sonntagmorgen Pullover, modelt. Als Wuppertal mit dem Textilgewerbe reicher wird, spart sich auch die junge Frau ein kleines Vermögen an, hat schließlich 1800 Mark. Sie denkt daran, was sie sich davon kaufen will.

Dann lernt sie ihren ersten Mann kennen, Hans, in einem Klub im Nachbarort, wo Jazzmusiker spielen, wo sie mit ihren Freundinnen tanzt. Über die Zeit mit Hans, über die folgenden 19 Jahre, redet Ingrid Millgramm wie über eine lange, schwere Krankheit.

Ihre Mutter, sagt sie, habe ihr diesen Mann schöngeredet, der drei Tabakläden besitzt, ein paar Zigarettenautomaten in Düsseldorf. Mit ihm bekommt sie zwei Töchter, gibt ihren Beruf auf, investiert ihre 1800 Mark in seine Geschäfte. Jeden Morgen fährt sie in einen der Läden, 25 Quadratmeter groß, mit wenig Licht, verkauft Illustrierte, Lottoscheine, Pfeifen, kocht in der Mittagspause für die Töchter. In all den Jahren kommen weitere Zigarettenautomaten dazu, wie das Geschäft läuft, vertraut er ihr nicht an. Als sie ihn darauf anspricht, schlägt er ihr ins Gesicht. Sie bleibt, wegen der Töchter, sagt sie. Wohl auch, weil sie finanziell abhängig ist.

Als Konrad Adenauer das Umlageverfahren in der Rentenversicherung durchsetzt, fortan die Jüngeren für die Älteren zahlen und deren Renten steigen, interessiert sie sich nicht dafür. Ihr Mann, das denkt sie, kümmert sich um die Steuern und die grünen Versicherungskarten, die der Arbeitgeber bis in die Siebzigerjahre noch abgeben musste für den Rentennachweis. Erst als ihr Mann an Leukämie erkrankt, erfährt sie, dass er für sie nur über die Dauer von zwei Jahren in die Krankenkasse eingezahlt hat. Dass er Steuern hinterzogen und seine Freunde um geliehenes Geld geprellt hat.

Als Hans stirbt, hinterlässt er ihr die zwei Kinder, 285 000 Mark Schulden und ein Insolvenzverfahren. In diesen Jahren beginnt das Verhältnis zu ihren Töchtern zu bröckeln, die um einen Vater trauern, den die Mutter hasst. Es zerbricht in den darauffolgenden Jahren an permanenten Streitereien. Ingrid Millgramm sagt, sie habe sich von ihren Töchtern alleingelassen gefühlt. Als die Behörden ihre Geschäfte und

jeden Tabakautomaten pfänden, als Inkassoverwalter und Steuerprüfer jeden verdienten Pfennig überprüfen, seien die Töchter gleichgültig geblieben. Sie trägt ihnen das bis heute nach, sie sagt, sie wisse nicht mal, wo ihre Töchter lebten und wie ihre Nachnamen lauteten.

Mit ihrem zweiten Ehemann, Karl-Heinz, bekommt Ingrid Millgramm noch eine Chance auf ein Leben ohne Sorgen. Eines Tages ist er in ihren Tabakladen gestolpert, ein drahtiger Mann mit ein paar Reformhäusern, der erst ein Freund in schweren Zeiten wird und Jahre später ihr Partner. Als er das Angebot bekommt, einen Reformwarengroßhandel in Bayern zu übernehmen, heiratet sie ihn, 21. Februar 1978. Die beiden ziehen nach München. Auf einem Hof, in einem alten Schweinestall, lagern sie Fässer voll saurer Gurken, Körner, Karottensaft, verkaufen sie in die gesamte Region.

Bei den Bundestagswahlen wählt Millgramm die FDP, weil sie Walter Scheel als Bundespräsidenten vertraut hat und weil sie an die Idee glaubt, dass Menschen selbst etwas aus sich machen sollen, statt von Sozialleistungen zu leben. Ihr Mann steckt später, als der Dow Jones in den Neunzigerjahren rasant klettert, viel Geld in US-Investments, in besonders spekulative, die ein fantastisches Wachstum versprechen. Ein amerikanischer Berater, der ihnen zu diesen Käufen rät, ist ein guter Freund des Paares.

In Millgramms Erzählungen ist das die Zeit der Superlative – es gibt die dekadentesten Büfets, die schönsten Bälle, die exklusivsten Möbel. Das Paar stellt die 300-Quadratmeter-Wohnung voll mit Luxus: ein edles Ledersofa ins Wohnzimmer, in den Flur einen Kachelofen in Grün, extra für die beiden angefertigt. An die Wände hängen sie Ölgemälde und die Wanduhr mit dem goldenen Weinrankenrelief am Gehäuse und langen Pendeln, die Millgramm heute noch besitzt und die zur vollen Stunde schlägt, so hell und klar wie eine Kirchturmuh. Im Schlafzimmer füllt sie drei Spiegelschränke mit Lederstiefeln und selbst genähten Kleidern: rote, senfgelbe, grasgrüne Blusen, karierte Röcke und Pelzmäntel. Viele dieser Kleider hat sie behalten. An schlechten Tagen fährt sie mit ihren Fingern darüber, erzählt über jeden Knopf eine andere Geschichte. Manchmal holt sie alte Fotoalben dazu. Da sieht man sie mal vor Herrenchiemsee, mal pflückt sie Gänseblümchen auf einer grünen Wiese in Garmisch-Partenkirchen im weißen Sommerkleid.

Am 1. Oktober 1998 geht Millgramm in Rente, erhält ihren ersten Bescheid. Darauf steht, dass sie fortan 381,34 deutsche Mark erhält im Monat. Das ist nicht viel. Doch die Versicherung zählt nur die Jahre, in denen sie selbst Beiträge geleistet hat: "187 Monate Beitragszeit" steht da in Anlage 3. Fünfzehneinhalb Jahre Arbeit werden ihr angerechnet, in denen sie selbst nie viel verdient hat. Doch sie macht sich nicht weiter Gedanken darüber. Es geht ihr ja gut.

Im Spätsommer 2001, das Paar lebt jetzt in Legau im Unterallgäu, magert ihr Mann plötzlich ab. Die Ärzte diagnostizieren Magen-Darm-Krebs. Seine letzten Tage und Wochen verbringt er im Bett des gemeinsamen Schlafzimmers, nimmt seine Frau bald nicht mehr wahr, die stumm an seiner Seite sitzt. In die Stille schallen Barockkonzerte und Nachrichten aus dem Kofferradio. Es läuft auch am Vormittag des 11. September 2001.

Eine Männerstimme sagt, ernst und tief: Es habe einen Anschlag auf das World Trade Center gegeben. Ingrid Millgramm läuft ins Wohnzimmer, schaltet den Fernseher ein. Sie sieht Rauchschwaden in den Himmel steigen, Flammen. Sie sieht die Türme in sich zusammensacken, und diese Bilder graben sich in ihr Gedächtnis.

Drei Monate später stirbt ihr Mann. Sie bestatten ihn an Heiligabend. Ingrid Millgramm hat die Trauerrede aufbewahrt, ein Stück abgegriffenes Papier. Sie liest mit pfeifendem Atem daraus vor, beim letzten Satz bricht ihre Stimme. "Da ist ein Land der Lebenden und ein Land der Toten, und die Brücke zwischen ihnen ist die Liebe, das einzig Bleibende."

Nur allmählich setzt sie ihr Leben neu zusammen, beschäftigt sich, das erste Mal, mit ihrer Rente. Von den spekulativen Investments ihres Mannes ist nichts geblieben. Sie weiß nicht, wie sie allein von der Hinterbliebenenrente leben soll und von ihrer eigenen, 381,34 Mark. Anfangs überlebt sie mit dem wenigen Ersparten, das sie in Festgeldkonten angelegt hat. Bekommt einmal in der Woche einen Korb von einer Freundin mit Brot, Leberwurst, Sahne. Dann sitzt sie in einer großen Wohnung an einem großen Tisch, aber das alles ist eine einzige Täuschung.

Nach ein paar Monaten sieht sie sich nach einer Wohnung in Bad Wörishofen um, 40 Kilometer östlich von Legau, nicht so weit entfernt, dass sie ihre wenigen

verbliebenen Freunde aufgeben müsste, doch gerade weit genug für einen Neuanfang. Im Sommer 2002 zieht sie in ein Apartment in der Altstadt von Bad Wörishofen, dort gibt es Cafés und eine Fußgängerzone mit Kopfsteinpflaster. Die Wohnung ist 150 Quadratmeter groß. Sie kann sich nicht lösen. Sie scheint Würde in Quadratmetern zu bemessen. Sie lässt ihren Onkel die Miete zahlen, gibt ihr Ersparnis für die Pflege ihrer dementen Mutter aus, die im Heim lebt.

Als nach und nach alle sterben, die ihr helfen könnten, ihr Vater, ihre Mutter, zuletzt ihr Onkel, spürt sie das erste Mal, was Armut bedeutet. Ende 2012 beantragt sie Grundsicherung. Doch bis die ihr gewährt wird, muss sie monatelang warten, sucht Rat bei einer Anwältin, die auf solche Fälle spezialisiert ist. Die ruft im Landratsamt an, droht der Sachbearbeiterin mit einer Klage. In der Zwischenzeit hat Ingrid Millgramm nur noch ein paar Euro auf dem Konto. Sie ernährt sich von Kartoffeln, Nudeln, in den schlimmsten Wochen von Leitungswasser und Knäckebrötchen, Wasa Mjölke. Als ihr auch das ausgeht, läuft sie zum Supermarkt Feneberg, mit den letzten Münzen im Portemonnaie.

Ingrid Millgramm behauptet, den ersten Diebstahl habe sie nicht geplant. Sie sieht das Hackfleisch im Kühlregal, sie denkt an den Gefrierbeutel, der zufällig im Korb liegt, und es ist passiert. Sie erinnert sich daran, wie sie das Hack in ihrer Küche aus dem Beutel in einen Emailletopf wirft, es anbrät in Butter und mit alten Zwiebeln, Nudeln kocht. Dann legt sie eine weiße Spitzendecke über den Tisch, stellt das Essen hin, setzt sich ans rechte Kopfende unter einen Lampenschirm aus Stoff, denkt sich: "Keinem darf ich das erzählen." Atmet aus, nimmt ihre Gabel, isst direkt aus dem Topf. Ein Moment, ein Geruch, ein Geschmack, der an früher erinnert.

Keinen Monat hält sie das Schweigen aus, sagt sie, dann erzählt sie ihrem Arzt davon, sie beteuert: "Nein, das werde ich niemals wieder tun."

Ingrid Millgramm will Geld sparen, besichtigt 19 Immobilien, findet ihre jetzige Wohnung in einer schmucklosen Straße. An den Wänden wächst Schimmel, doch es gibt 70 Quadratmeter Platz für Stücke ihres alten Lebens. Den Rest muss sie an Fremde und Bekannte verkaufen oder verschenken, den wertvollsten Schmuck, das Teeservice ihrer Mutter und die Couch, auf der sie mit ihrem zweiten Mann so gern gesessen hat. Bis nur noch ein Bruchteil ihrer Vergangenheit übrig bleibt. Was sie behält, verteidigt

sie, sagt: "Die bringen eh kein Geld." Oder: "Ich verschenke die Sachen nicht an jemanden, der sie nicht zu schätzen weiß." Die Wahrheit ist wahrscheinlich, dass diese Sachen eine Illusion am Leben halten. Sie hat ihr Leben erheblich über Wohlstand und Besitz definiert, und sie hat offensichtlich nie einen Weg hinausgefunden.

Am Tag ihres Umzugs, erzählt sie, bekommt sie einen Schlaganfall, stürzt mit dem Karton in der Hand auf ihrem Balkon. Sie erholt sich nie ganz davon, geht nicht mehr durch die Stadt. Die Spaziergänge sind ihre letzte Beschäftigung gewesen.

Im Mai 2013 hat sie alles verkauft, wovon sie sich trennen kann. Sie bekommt endlich Grundsicherung, vorübergehend. Aber es reicht noch immer nicht aus. Wieder geht sie in den Supermarkt, wieder stiehlt sie. Wieder geht es gut. Beim dritten Mal verlässt sie das Glück.

Wieder geht sie auf die Fleischtheke zu im Supermarkt, nimmt Rindergulasch, reduziert, füllt die Brocken in den Gefrierbeutel. Doch diesmal wird sie beobachtet. Hinter der Kasse wartet die Verkäuferin auf sie, der Filialleiter daneben. Die beiden bitten Ingrid Millgramm ins Büro. Sie erinnert sich daran, dass der Filialleiter sagt: "Da leisten Sie sich einen teuren Friseur, die teuren Sachen und kommen her, um mich zu beklauen." Ingrid Millgramm schaut an sich runter, schweigt, denkt: "Was ist nur aus dir geworden?" Sie leugnet den Diebstahl nicht, als die Polizisten in den Laden kommen, um die Anzeige aufzunehmen, eine Frau, ein Mann. Er, der sie für einen Snob hält und ihr unterstellt, sie stehle zum Spaß. Sie, die Mitleid hat, ihren Kollegen rügt: "Jetzt lass die arme Frau in Ruhe."

Das Amtsgericht in Memmingen verurteilt Millgramm zu 90 Tagessätzen Strafe à 20 Euro, 1800 Euro, für Fleisch im Wert von 6 Euro. Sie stottert den Betrag bis heute in monatlichen Raten ab. Aber es ändert nichts. Ingrid Millgramm stiehlt weiter. Wie oft, ist heute nicht mehr genau zu sagen. Sicher ist, dass sie vier weitere Male dabei erwischt wird. Sie selbst hat keine überzeugende Erklärung dafür. Aus dem, was sie sagt, lässt sich der Schluss ziehen, dass sie ihr Handeln für rechtens erklärt, weil ihr selbst Unrecht geschieht.

Beim zweiten entdeckten Diebstahl, 5. Juni 2014, steckte sie Fertigsuppen ein, so steht es im Gerichtsprotokoll, eine Flasche Rum, Gesamtwert: 19,57 Euro. Beim dritten

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Mal, 11. Februar 2015, wieder Fleisch, der Betrag: 6,06 Euro. Zwischen dem vierten und dem fünften Mal, Mitte März 2016, vergehen nur zwei Tage. Einmal stiehlt sie angeblich vier Streifen Pflaster, Biotintabletten und Mascara für 15,38 Euro. Beim Müller eine Feuchtigkeitscreme, einen Eyeliner, Puder und wieder eine Wimperntusche für zusammen 37,64 Euro. Die Kosmetik, wird Ingrid Millgramm behaupten, sei ihre eigene gewesen, die sie immer mit sich trage in ihrer Jackentasche. Doch die Staatsanwaltschaft glaubt ihr nicht.

In vier Jahren muss Ingrid Millgramm wieder und wieder vor Gericht, den Zug nehmen von Bad Wörishofen, eine gute Stunde fahren und zum Amtsgericht Memmingen laufen, ein unbedrohliches Gebäude, weiß gestrichen, mit Erker. Ihre Pflichtverteidigerin rät ihr, sich bescheiden anzuziehen. Aber das kann sie nicht. Sie erscheint in einem Bleistiftrock, beige-schwarz kariert, und mit passendem Blazer. Sich zu verkleiden, damit das Gericht den Eindruck von ihr bekommt, den es bekommen soll, hält Ingrid Millgramm für Betrug, auch an sich selbst.

So läuft sie jedes Mal über den kalten Marmorboden, hinein in den Raum 115, mit Bayernflagge und Holzkreuz an den schmutzigen Wänden, setzt sich auf einen Stuhl und wartet ihr Urteil ab, spricht nur, wenn sie etwas gefragt wird. Beim ersten Mal bekommt sie eine Geldbuße, danach zweimal eine Freiheitsstrafe von je drei Monaten auf Bewährung, einmal über drei Jahre, die nächste über vier.

Beim letzten Verfahren im Amtsgericht wird ihre Bewährungshelferin in den Zeugenstand gerufen. Im Protokoll steht:

Die Bewährungshelferin erklärte:

Frau Millgramm bleiben zum Leben im Monat wirklich unter 100 Euro. Vor einem Umzug hat sie Riesenangst. Sie hat niemand, der ihr dabei hilft. Sie hat auch kein Geld für einen Umzug.

Auf die Frage der Bewährungshelferin erklärte die Angeklagte:

Die Produkte bei der Tafel e.V. vertrage ich nicht. Ich war schon einmal dort.

Auf die Frage des Gerichts erklärte die Bewährungshelferin:

Sie ist eine Person, die nicht aus ihrer Haut kann. Ungeschminkt geht sie nicht auf die Straße.

Am 8. September 2016 wird Ingrid Millgramm schließlich zu fünf Monaten Haft verurteilt, ihre Anwältin zieht mit ihr vors Landgericht, Berufungsverfahren, sie kann die Strafe nicht abwenden, nur das Urteil reduzieren: Drei Monate lang soll die alte Frau in die Justizvollzugsanstalt in Memmingen.

Am 25. Oktober 2017 um 15 Uhr, es ist bewölkt, geht Ingrid Millgramm mit aufgedrehten Locken und mit einem Koffer voll mit Kleidern und Make-up durch die Eingangstür der JVA in Memmingen, hinterlegt ihre Papiere und ihre Freiheit beim Pförtner. Drei Türen fallen hinter ihr ins Schloss, zwei Treppen geht sie hoch, es riecht nach Waschmittel. Da steht sie in einer Kammer, wenige Quadratmeter groß. Dort muss sie den Koffer abgeben, ihre Ohrstecker abstreifen, ihren Rock, den Blazer, ihre Nylonstrumpfhose, ihre Unterwäsche, wird abgetastet von fremden Händen. Doch die größte Demütigung, sagt sie, seien die Kleidungsstücke gewesen, die sie stattdessen anziehen muss: eine helle Jeanshose, ein weißes Shirt aus Baumwolle, noch eines darüber.

Sie trägt jetzt Gefängniskluft.

Kratzig, sagt sie, viel zu groß.

Die Wärterin führt die alte Frau in eine Zelle, acht Quadratmeter groß, ein Etagenbett, daneben, abgetrennt mit Sperrholzplatten, ein Waschbecken und eine Toilette. Sie verlässt ihre Zelle fast nie in den acht Wochen, schimpft über das Essen. Das Weißbrot, sagt sie, erinnere sie an die Mahlzeiten im Krieg, geschmacklos, ungenießbar. Einmal ruft sie: "So was werde ich nicht essen!"

Auf ihrer Lunge setzt sich der Husten fest, der sie nachts wachhält. Dann lässt sie den Fernseher laufen, tonlos, schaut sich die Bilder der Nachrichtensprecher an, die über eine Welt draußen berichten.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Drei Tage vor Heiligabend wird Ingrid Millgramm freigelassen, um sechs Uhr morgens, einen Monat vor ihrem offiziellen Entlassungstermin. Zwei Polizisten, eine Frau, ein Mann, fahren sie mit dem Streifenwagen die 38,7 Kilometer vorbei an Feldern über die A 96 zu ihrem Haus. Sie bringen die Frau die zwei Stockwerke hoch in ihre Wohnung. Ingrid Millgramm steckt den Schlüssel ins Schloss. Der Polizeibeamte sagt zu ihr: "Ich sage jetzt lieber nicht auf Wiedersehen." Und Ingrid Millgramm sagt: "Nein, sicher sehen wir uns nicht wieder. Ich sag Adieu."

Da geht sie zurück in ihr altes Leben, legt ihren Schlüssel auf die Landhauskommode, setzt sich ins Wohnzimmer auf ihre Couch. Über ihr tickt die Wanduhr.

In den nächsten Wochen wird sie erst mal abwarten, dass sich der Husten beruhigt. Dann wird sie sich um ihre Dinge kümmern. Sie wird ihre Bewährungshelferin anrufen, sie wollen versuchen, mehr Wohngeld auszuhandeln. Und dann, wenn die Nahrungsvorräte ausgegangen sind, wird Ingrid Millgramm aufstehen aus ihrem Ohrensessel, zittrig und steif, einen Kamelhaarmantel überstreifen, nach ihrem Korb greifen und mit dem wenigen Geld, das ihr noch geblieben ist, einkaufen gehen.

Plötzlich ist da diese Falte im Nacken

In meiner Schwangerschaft zeigen Tests, dass mein Kind wahrscheinlich eine Behinderung haben wird. Nur sicher sagen kann es niemand.

Von Laura Ewert, taz, 21.10.2017

Alles, was ich von meinem Kind noch habe, ist ein Stapel Papier. Zettel mit Telefonnummern, mit Ärztenamen draufgekritzelt, Befunde, Einwilligungen, Broschüren und ein Blatt, auf dem ich „Sammelbestattung“ angekreuzt und meine Kontaktdaten in Druckbuchstaben eingetragen habe. Die Papiere habe ich unterschrieben. Die Mutter gebiert, die Mutter beendet. Auch ein Umschlag ist dabei, braun und fest zugeklebt mit Fotoaufnahmen von 40 Gramm und 14 Zentimetern Leben, abgetrieben, mit einer Tablette, geschluckt mit Medium-Mineralwasser und hochgezogenem Rotz.

Dabei war das alles anders geplant. Ein normaler Kontrolltermin, 11. Woche und ein paar Tage. Wieder einmal sehen, das lebt, was man kaum begreift. Die Ärztin ist eine Urlaubsvertretung und schaut in den Computer. Vor ein paar Wochen hatte ich das Herz schon schlagen gehört. Kaltes Gel, Papierunterlage, nasse Augen. Auch diesmal strecken sich wieder zuckend Arme und Beine in mir aus. Aber plötzlich ist da dieses Wort: „Da sehe ich eine recht große Nackentransparenz.“ An irgendwas erinnert das Wort mich. „Haben Sie schon mal über Pränataldiagnostik nachgedacht? Wie alt sind Sie?“ – „35.“

Beim ersten Kind war ich 30 und wir hatten uns gegen Pränataldiagnostik entschieden. Weil wir nichts entscheiden wollten, was wir nicht hätten entscheiden können. Weil wir nicht drüber nachdenken wollten.

Die Ärztin erklärt, dass sie nicht genügend Erfahrung habe, dass es nichts bedeuten müsse, dass ich überlegen sollte, das abzuklären. Sie misst nach, ohne vorher zu fragen: 5,5 Millimeter. Sie gibt mir das Foto, ohne es in den Mutterpass einzuheften, dazu einen Zettel mit Ärztenamen und Nummer. „Muss nichts bedeuten. Lassen Sie das ab-

klären“, sagt auch die Sprechstundenhilfe und guckt verunsichert.

Der Wind draußen war stark, Äste liegen auf dem Boden. Mein Sohn singt hinten auf dem Fahrradsitz: „Hörst du die Regenwürmer husten?“ Ich schiebe und google „Nackenfalte“. Es fühlt sich unheilbar an. Hatte ich nicht sowieso Zweifel gehabt? Ein zweites Kind will man doch nur, weil man sonst nichts mit seinem Leben anzufangen weiß. Die Stimmungsschwankungen der letzten Wochen können doch nur einen Grund gehabt haben.

Ich rufe die Ärztenummer an, spreche auf die Mailbox. Nach fünf weiteren Telefonaten – 5,5 Millimeter, ich weiß auch nicht genau, was los ist – habe ich einen Termin in zwei Wochen. Das beruhigt mich. Es gibt Bolognese zum Mittag. Bis das Krankenhaus zurückruft und sagt, dass der Chefarzt mich gleich sehen möchte. Mit diesen Werten. Ich rufe meinen Mann an. Ich versuche, Luft zu kriegen: „Es stimmt was nicht.“ „Ich komme sofort.“ „Musst du nicht.“

Erst mit dem Internet verstehe ich langsam, was gerade zu schnell passiert. „Nackentransparenz ist eine subkutane Flüssigkeitsansammlung im Nackenbereich und tritt zwischen der 11. und 14. Schwangerschaftswoche auf. Die Flüssigkeit kann noch nicht abgeleitet werden und es kommt zu einer Lymphansammlung.“ Irgendwas bei 2 oder 3 Millimetern ist nicht so viel. Über 5 schon. „Bei einer auffallenden Vergrößerung der Nackentransparenz gilt die Wahrscheinlichkeit verschiedener Fehlbildungen als erhöht.“

Ich fahre ins Krankenhaus. Der Chefarzt riecht nach diesem Parfüm, das man gerade auf allen Vernissagen riechen kann. Der Sohn will nicht draußen warten, er freut sich über das Mini-Baby auf dem riesigen Ultraschallbild, das auf die Wand projiziert wird. „Wie lustig“, sagt er, spielt mit dem Gel und der Arzt sagt: hohe Nackentransparenz. Sagt: vielleicht schwerer Herzfehler, vielleicht Trisomie 21. Sagt: eher ungünstige Prognose. Überlebensfähig? Vielleicht nicht. Und jetzt? Er sagt: Wieder Ultraschall nächste Woche, Fruchtwasseruntersuchung. Im Netz steht: „Eine große Nackenfalte bedeutet nicht zwangsweise, dass Ihr Baby behindert sein wird.“

Wenn man schwanger ist, erzählen einem die Ärzte, man solle nicht darüber reden. Damit man nicht darüber reden muss, wenn das Kind stirbt. Eins von fünf Kindern stirbt in den ersten Wochen, kann man im Netz lesen. Von allein. Und man soll auch nicht darüber reden müssen, wenn man sie sterben lässt. Ich will das nicht. Darüber nicht reden. Weil es falsch ist. Ich muss darüber schreiben, damit man drüber spricht.

Natürlich, sagt mein Mann. Wie geht es den anderen? In den Foren lese ich vor allem von Kindern, die trotz schlechter Prognose gesund zur Welt kamen. Ausnahmen, sagt der Arzt.

Am Abend flüstert mein Sohn seinem Vater ein Geheimnis ins Ohr: „Mama hat ein Baby im Bauch.“ Er gibt ihm einen Namen. Verabredet sich mit ihm zum Fußball. „Weißt du, vielleicht ist das Baby nicht gesund.“ Ja, Mama. Mein Mann erzählt von den Jahren, in denen er in einer Gemeinschaft mit Gehandicapten lebte. Es gibt viel zu viele Menschen auf der Welt, warum müssen wir ein krankes Kind bekommen? Vielleicht hat es ja nur vier Zehen, ich kannte mal jemanden mit vier Zehen, dem ging es gut. Ein Kind mit einem halben Arm weniger. Das wäre schön. Oder aber unser Kind bedeutet: Pflege, 24 Stunden, sieben Tage die Woche. Nicht die nächsten drei, sondern vierzig Jahre.

Es darf nicht um die Bewertung gehen, ob das Leben des Kinds lebenswert ist. Schon rechtlich nicht, sagt der Arzt. Ich kann das nicht beurteilen. Ich habe Angst davor, das Kind zu verlieren, später, wenn das Leben realer ist. Deswegen denke ich darüber nach, die Schwangerschaft abubrechen.

„Wir wollen Leben retten“, sagt Professor Wolfgang Henrich, als ich ihn Wochen nach der Abtreibung interviewe, weil ich Antworten suche, aber kaum klare Fragen habe. Er ist nicht mein behandelnder Arzt, sondern Leiter der Geburtsmedizin der Charité. Er gerät in eine Verteidigungshaltung, die mich verunsichert. Er sagt, dass etwa ein Prozent der Neugeborenen einen Herzfehler habe, bei dem es helfe, ihn früh zu entdecken und bei der Geburt darauf reagieren zu können. Und es gehe darum, Frauen eine Selbstbestimmung zu ermöglichen. „Keine Frau macht das leichtfertig.“ Ich nicke.

„Egal, was wir machen, das wird jetzt alles scheiße werden“, sagt mein Mann irgendwann in diesen Sommerwochen, in denen kein Sommer ist. „Satz mit x, war wohl nix.“ Seine Einschätzung ist auf absurde Weise beruhigend. Und vielleicht auch die größte Erkenntnis aus dem Besuch bei der Beratungsstelle. Da schicken sie einen hin. Sie sprechen dann leise: Gehen Sie dahin, die helfen Ihnen.

Auch die Frau in der Beratungsstelle spricht leise. Und langsam. Ich bin ungeduldig, weil sie all das erzählt, was ich schon im Internet gelesen habe. Dass nach einem auffälligen Erst-Screening die Möglichkeit besteht, eine nicht ganz risikofreie Fruchtwasseruntersuchung zu machen – oder gar nichts zu tun und sich für das Kind zu ent-

scheiden. Dass man die Belastung aber nicht unterschätzen dürfe.

Und wenn die Fruchtwasseruntersuchung keine Diagnose bringt, dann müsse man bis zum Feinscreening um die 22. Woche warten. Sicher sei eine genaue Diagnose dann aber auch nicht. Ich will nur wissen, ob mein Kind gesund sein kann. „Es ist sehr wahrscheinlich, dass ihr Kind nicht gesund ist.“

Die Taschentücher liegen auf dem Beistelltisch, die Beraterin erklärt den Unterschied zwischen einer zeitnahen Ausschabung und einem späteren Abbruch. Sie sagt, dass die Kinder, wenn sie fast schon lebensfähig sind, meist mit einer Spritze getötet würden, bevor man sie gebären müsse. Stille Geburt heißt das. Ich denke, das könnte ich nicht durchstehen. Heute weiß ich, man kann fast alles durchstehen.

Sie sagt, dass wir gefragt werden würden, ob wir das Kind danach sehen wollen. Und dass eine Abtreibung kein Teppich sei, unter den man das Problem kehren könne. Dass dieses Kind uns nun unser ganzes Leben beschäftigen werde. Zumindest das war ja so geplant.

„Das Schlimmste wäre, es in ein paar Monaten zu verlieren oder kurz nach der Geburt“, sage ich zu meinem Mann. Die Möglichkeit, dass wir unterschiedlicher Meinung sein könnten, schließe ich aus. Was ist als Nächstes zu tun? Planänderung alle paar Minuten. In einem Moment glaube ich daran, dass das Kind gesund ist, im nächsten Moment weiß ich, dass es nicht so ist.

Wir sind uns einig, dass wir kein schwer krankes Kind bekommen. Können. Wollen. Unkontrollierte Tränen. Unser Sohn, dessen Existenz nun wie ein reiner Glücksfall scheint, macht das erste Mal seit über einem Jahr wieder ins Bett. Wir vereinbaren einen weiteren Termin beim Chefarzt. Ich verbringe eine Menge Zeit im Internet, im Wartezimmer und gebe eine Menge Blut ab. Für 299 Euro kann man testen, ob das Kind Trisomie 21, 18 oder 13 hat. Nur diese drei Anomalien. Was machen Frauen, die weniger Geld und keine flexiblen Arbeitszeiten haben?

Wir werfen eine Matratze ins Auto und fahren nach Italien. Es ist der schönste Urlaub seit Jahren. Wie verzweifelt wir sind, merke ich, als mein Mann eine Kerze in der Kirche von Bellagio anzündet. Und unser Sohn will immer über Jesus reden.

Professor Henrich wird einige Wochen später sagen, dass etwa 150.000 bis 200.000 Schwangerschaftsabbrüche im Jahr bei gesunden Kindern vorgenommen würden. Und nur etwa 1.600 bis 2.000 mit medizinischer Indikation.

Er sagt, je früher innerhalb der Schwangerschaft der Befund da sei, desto eher würden die Föten abgetrieben. Und er sagt, dass es zwei Peaks gäbe, in der 13. und 14. Woche, sowie dann nach dem Organscreening um die 22. Woche herum.

Ich bin in der 12. Woche. Das Ergebnis des Bluttests ist nicht nach drei Werktagen da, wie versprochen, sondern nach fünf. Ich sitze auf einem Campingplatz am Lago Maggiore, eine Ente läuft vorbei, und ich stelle mich auf alles ein. „So wie ich das hier sehe, ist der Test unauffällig“, sagt die Frau am Telefon. Mir wird schwindelig. Keine der drei Trisomien bedeutet, es könnte eine der unzähligen anderen haben.

Wir werden darüber entscheiden müssen, ob wir ein vielleicht lebensfähiges Kind abtreiben, weil es wahrscheinlich schwer krank ist. Wir gehen wieder zum Chefarzt. Das sind die sicheren Momente, weil wir nicht abwägen müssen, nur zuhören. Ich mag den Arzt. „Unauffälliger Blut-Test bedeutet erst mal Durchatmen“, sagt er. Ich atme durch. Dann schaut er sich das Herz unter dem Ultraschall an: unauffällig. Frequenz durchschnittlich. „Wenn ich einen Tipp abgeben darf, es ist ein Junge.“ Das Gehirn: unauffällig. Man sieht das Blut dadurch fließen. Nabelschnur, Nasenbein, Wirbelsäule, Blase, alles da. Alles gut, oder?

Ich freue mich. Mein Mann scheinbar nicht. „Aber die Nackentransparenz ist deutlich sichtbar.“ Sie ist noch größer geworden. 5,9 mm. Und: am Nacken seien große Zysten zu sehen, das Kinn sei nicht wirklich darstellbar. Im Befund steht hinterher, dass die Stirn auffällig hoch sei. Der Arzt sagt, dass Organfehler sich also noch entwickeln könnten und dass eine geistige Beeinträchtigung möglich wäre. Wie viele Kinder mit ähnlichem Befund werden abgetrieben? „95 Prozent.“

„Was hast du gedacht, als du das Baby gesehen hast?“, fragt mein Mann, als wir aus dem Krankenhaus gehen, das ich nicht mehr sehen mag, mit seinem orangefarbenen Linoleum, mit seinen leblosen Pflanzen. Ich denke: Das ist mein Baby. Ich antworte nicht. Mein Mann sagt: „Es ist nicht in Ordnung.“

Ich rufe bei Ulrich Sancken an. Wenn man im Internet, das der Pränataldiagnostik eher zu misstrauen scheint, nach ebenjener sucht, landet man rasch bei ihm. Er ist Biologe mit genetischer Ausrichtung, arbeitet in einem Labor für Humangenetik, ist Vater einer Tochter, die mit offenem Rücken zur Welt kam, und schreibt in Foren. Er tauscht sich aus mit Frauen, die Befunde gehört haben wie ich. Er sagt, er habe viele Eltern kennengelernt, die eine ungünstige Prognose hatten, deren Kinder aber gesund zur Welt ka-

men. Man müsse sich die Softmarker angucken, sagt er. Das sind bei uns die Zysten, die aber auf kein Krankheitsbild eindeutig passen.

Es ist Mittwoch, wir vereinbaren zwei Termine für Montag. Entweder nehmen wir den einen wahr oder den anderen. Ein Termin für die Fruchtwasseruntersuchung und einen für eine Kürettage – ein schönes Wort für den unschönen Vorgang der Ausschabung. Die Fast-Entscheidung zu einem Abbruch nennt der Arzt „sinnvoll“. Er füllt einen gelben Zettel aus. „Aston Martin Race“ steht auf seinem T-Shirt. Es wird nicht mehr viel geredet. Papierkram. „Sammelbestattung dann?“, fragt er. „Äh“, sagt mein Mann, „können wir das später entscheiden?“ – „Natürlich.“ Eine Gewebeprobe werde dann in die Genetik geschickt.

Eine befreundete Gynäkologin rät, eine zweite Meinung einzuholen. Wir gehen zum Humangenetiker, mit der Drohung des nahenden Abbruchs bekommt man schnell einen Termin. In der großen Pränatalpraxis hängen viele Babyfotos. Fische im Aquarium werden gefüttert. Also werden hier doch gesunde Kinder geboren. Er sagt uns, dass wir wahrscheinlich nicht herausfinden werden, ob und welche Chromosomen-Anomalie das Kind habe. Dafür sei die Forschung noch nicht weit genug. Die Untersuchung des Fruchtwassers würde drei Wochen dauern. Ferienzeit. Danach bleibt nur noch eine vaginale Geburt.

Wie viele Kinder mit ähnlichem Befund werden abgetrieben? Er überlegt: „Über 50 Prozent.“ Das klingt schon besser. Aber irgendwann sagt er es: „Es ist sehr unwahrscheinlich, dass Ihr Kind gesund ist.“ Man habe ausreichend Daten, um das sagen zu können. Wir gehen. Erleichtert. Wenn man Entscheidungen trifft, weiß man irgendwann, es gibt nur die eine, die richtige. Das soll alles aufhören. Die Verantwortung scheint größer als ich. Der eine Weg erträglicher als der andere.

Zwei Tage vor dem Abbruch wieder ins Krankenhaus. Ich fahre allein. Es ist Samstag. Ich finde niemanden. Nur ein paar Schwangere, die auf die Geburt warten. Ich bin nicht neidisch. Ich klingele. Ich werde in einen Raum gebracht, in dem ein breites Bett steht. Auf so einem Bett habe ich meinen Sohn zur Welt gebracht. Ein leeres Babybett steht daneben, bunte Bettwäsche.

Eine Ärztin kommt, schaut in meinen Papierstapel. „Haben Sie eigentlich einen Genetiker gesprochen?“ Warum fragt sie das? Gibt es doch Hoffnung? „Was man sieht, sieht man, oder?“, sagt sie und gibt mir eine Tablette, die Abtreibungspille Mifegyne.

Ich schlucke sie. Grüne Papierhandtücher, viel zu hart, um sich die Nase zu putzen. „Keine Situation, um die man Sie beneidet.“ Wir fahren aufs Land. Alle trinken Wein. Ich nicht, trinken schadet dem Baby.

Zwei Tage später müssen wir lachen, hysterisch fast. Um 13 Uhr sollte die Ausschabungs-OP sein, jetzt ist es 15 Uhr. Das Bett ist nicht breit, aber breit genug, um sich gegenseitig festzuhalten. Ich stehe jetzt aber im Krankenhauszimmer, durchnässt, weil ich leichte Wehen und einen Fruchtblasensprung gehabt hatte. Ich fange an zu bluten, immer mehr, nachdem ich zwei Tabletten Cytotec genommen habe – das Medikament, das eigentlich die Magenschleimhaut stärken soll, aber auch Fehlgeburten auslöst.

Das Blut tropft dunkel auf das Linoleum, meine Unterhose ist voller blutiger Klumpen. Ich versuche, den Boden sauber zu wischen, und rutsche fast aus. Ich glaube, das ist jetzt schon das Kind, das da am Boden in meiner Unterwäsche liegt. „Bitte hol jemanden.“ Die Hebamme sagt, sie habe gerade Schichtbeginn. Sie sucht nach dem Kind. Nein, das ist es noch nicht. Und da ist gar nichts anderes möglich, als zu lachen.

Die Narkose dauert 15 Minuten. Die Tränen dringen durch die Betäubung in den neuen Zustand. „Ich habe nicht auf mein Kind aufgepasst.“ Die Ärztin sagt, es war ein Junge und es war die richtige Entscheidung. Mein Mann sagt später, sie habe auch gesagt, er sei schwer krank gewesen. Ich habe das nicht gehört. Obduktion? Ja. Ich will das alles wissen.

Wir schreiben den Freunden und der Familie, dass wir uns von unserem Sohn verabschiedet haben. „Bevor der Abschied unerträglich geworden wäre. Wir sind froh über das, was da ist. Alles geht immer weiter.“ Ich habe mein Kind verloren? Ich habe es abgetrieben? Beides stimmt nicht ganz. Als die Leute anmaßend antworten – „das war die richtige Entscheidung“ –, ärgere ich mich. „Ist das Baby jetzt begraben?“, fragt der Sohn. Ich schwindele: Ja. „Oh, schade.“

Wie geht es dir, fragt die Freundin. „Mir geht es gut. Ich schäme mich etwas deswegen. Wahrscheinlich geht es mir bald wieder schlecht. Es war fast schön. Wir konnten ihn sogar noch mal sehen.“

Wenn ich von der Begegnung mit ihm erzähle, spreche ich von etwas Heiligem. Es war wirklich fast schön. Durchsichtig und blau, in einem kleinen geflochtenen Korb, eingewickelt in ein blaues Stofftaschentuch. Wir haben uns langsam genähert. So klein. Wenn wir ihn angefasst hätten, wäre seine dünne Haut gerissen. Wir haben ihm meinen

silbernen Armreif mitgegeben, die Hebamme hat ihn um seinen Bauch gelegt, nachdem sie ihn fotografiert hatte. Er hatte so eine schöne Kopfform. Der Kopf hätte in meine Hand gepasst. Ich habe nicht daran gedacht, nach einer hohen Stirn zu suchen.

Eine Woche später spüre ich ihn noch im Bauch. Eine Woche später kann ich nicht seinen Namen sagen. Eine Woche später wollen Freunde und Familie von uns Trauer sehen, wo Unverständnis ist. Ich berühre die Einstichstelle des Venenzugangs. Ich zerschlage eine Motte mit der Hand. Täterin. Ich probiere neue Parfüms aus. Aus einem Elternpaar sind zwei Trauernde geworden.

Es fühlt sich so an, als wäre jetzt alles anders, als käme ich nicht wieder in das alte Leben rein. Aber die Angst davor, dass alles wieder so sein wird wie vorher, ist noch größer. „Wann kommt mein Bruder?“, fragt mein Sohn. Eine Freundin erzählt von ihrem Krebs. Das ist schlimm. Nicht meine Geschichte.

Es ist schon Herbst, als ein Brief von der Krankenhausseelsorge kommt. Einladung zur Trauerfeier in zwei Monaten, eine Sammelbestattung. Man solle bitte nicht filmen und fotografieren. Es ist noch nicht vorbei. Ich gehe zum Frauenarzt. „Wie geht es Ihnen?“ Wenn Sie nicht fragen, ganz gut. „Ich bin stabil“, sage ich. Ob ich schlafen könne, fragt er. Immer, sage ich. Ich bereue es nicht. Ich habe getan, was ich konnte.

Ist es, weil ich am Anfang der Schwangerschaft getrunken habe? Eine Laune der Natur, sagt der Arzt. 300 Schwangerschaften betreut er jährlich. So unübersehbare Auffälligkeiten habe er drei bis vier Mal im Jahr, und die würden eigentlich immer zum Abbruch führen. Meist wären sie mit Chromosomen-Anomalie diagnostiziert. So eine hohe Nackenfaltentransparenz könne man nicht ignorieren.

Professor Henrich hat gesagt, dass auffällige Föten oft nicht eindeutig diagnostiziert werden können. Aber die meisten Eltern bekommen eine Diagnose, sagte er. Und er habe in 20 Jahren nicht erlebt, dass die Pathologie, wenn sie sich die Kinder anschaut, was in Deutschland aus gesetzlichen Gründen nur auf Wunsch der Eltern passiert, hinterher sagt, das Kind sei gesund gewesen. Wenn es keinen starken Grund gäbe, würde kein Arzt den Abbruch durchführen.

Nach neun Wochen fahre ich wieder ins Krankenhaus. Der Chefarzt hat viele Blätter in der Hand, die Obduktionsergebnisse. Die großen Zysten wurden gefunden. Die hohe Stirn, das kleine Kinn. Dazu noch ein flacher Hinterkopf, ein tiefer Ohransatz links. „Diskrete Hinweise auf eine syndromale Erkrankung“. Welche? Unklar.

Genetischer Befund? Unauffällig. „Sie haben keinen Fehler gemacht, da war schon was bei dem Mädchen.“ Mädchen? „Ja, XX-Chromosomen.“ Aber es war doch ein Junge? „In dem frühen Entwicklungsstadium schwer zu erkennen, die Klitoris könnte besonders groß gewesen sein, vielleicht auch ein Hinweis auf eine Krankheit.“ Okay, danke. Auf Wiedersehen.

Mein Mädchen. Elf Blatt Papier mehr.